

Parentifizierung in der Kindheit

Chancen und Risiken einer Parentifizierung

MAS THESIS

von Serina Hui

Fachhochschule Nordwestschweiz FHNW

Hochschule für Soziale Arbeit Olten

MAS Psychosoziale Beratung

Eingereicht bei: Prof. Dr. Günther Wüsten

Zürich, im Mai 2023



Bild Titelblatt: privat, Skizze von Roly Pecnik, Dübendorf März 2023

Abstract

In der Arbeit mit Familien gewinnt das Phänomen «Parentifizierung» (Rollenumkehr zwischen Elternteil und Kind) an Bedeutung, aber das Wissen rund um die Thematik ist gering. Sie zeichnet sich als umfassendes Spektrum von Beziehungsdynamiken in zwischenmenschlichen Beziehungen aus. Anfangs wurde hauptsächlich die destruktive bzw. pathogene Parentifizierung wahrgenommen. Doch heutzutage wird eine Parentifizierung nicht per se als pathogen betrachtet, sondern ihr werden auch förderliche Attribute zugeteilt.

In dieser MAS Thesis wird der Frage nachgegangen, welche Chancen und Risiken bei einer Parentifizierung in der Kindheit entstehen.

Mittels Literaturrecherche in der Fachliteratur werden die Chancen und Risiken einer Parentifizierung untersucht. Der Fokus wird dabei auf den Zusammenhang zwischen Parentifizierung und Bindung bzw. daraufgelegt, was dieser für eine transgenerationale Weitergabe bedeutet. Zudem werden Möglichkeiten aufgezeigt, wie eine Deparentifizierung durch Therapeut*innen erreicht werden und welche Auswirkungen bzw. Spätfolgen eine Parentifizierung generieren kann.

Anhand von Fallbeispielen aus der Praxis wird die Wichtigkeit der Sensibilisierung auf die Thematik in der Sozialen Arbeit hervorgehoben. Die gewonnenen Erkenntnisse zeigen auf, dass dringender Handlungsbedarf betreffend Wissensvermittlung, Früherkennung und Prävention in Bezug auf parentifizierte Kinder besteht. Sowohl die Soziale Arbeit als auch andere Professionen, die mit Familiensystemen in Verbindung stehen, werden hierbei angesprochen. Denn nur wenn wir wissen, was Parentifizierung ist, haben wir auch die Möglichkeit, sie zu sehen.

INHALTSVERZEICHNIS

1. Einleitung.....	1
1.1 Thema/Ausgangslage/Problemstellung (Forschungsstand).....	1
1.2 Eingrenzung des Themas, Fragestellung und Zielsetzung.....	2
1.3 Persönliche Motivation.....	3
2. Parentifizierung	4
2.1 Definition Parentifizierung.....	4
2.2 Formen der Parentifizierung.....	5
2.2.1 Destruktive und adaptive Parentifizierung.....	5
2.2.2 Instrumentelle, emotionale und sexuelle Parentifizierung.....	6
2.3 Entstehung und Risikofaktoren der Parentifizierung	8
2.3.1 Seite der Eltern	8
2.3.2 Seite des Kindes.....	9
2.3.3 Familiäre Faktoren	10
2.4 Auswirkungen und (Langzeit-)Folgen einer destruktiven Parentifizierung.....	11
2.4.1 Kindeswohlgefährdung.....	12
2.5 Chancen der Parentifizierung/positive Aspekte der Parentifizierung	13
2.6 Auflösung der Parentifizierung/Deparentifizierung.....	15
2.7 Präventionsmöglichkeiten	16
2.8 Zusammenfassung/Zwischenfazit.....	17
3. Bindungstheorie.....	19
3.1 Bindung und Bindungsverhalten	20
3.2 Exploration und Explorationsverhalten	21
3.3 Innere Arbeitsmodelle.....	21
3.4 Bindungsstile	22
3.5 Parentifizierung als Bindungsstörung.....	25
3.6 Zusammenhang zwischen Bindungstheorie und Parentifizierung.....	26
3.7 Zusammenfassung/Zwischenfazit.....	28
4. Vorkommen von Parentifizierung in meiner Berufspraxis	30

4.1 Geschichtlicher Hintergrund des heutigen Übergangswohnens für Familien	30
4.2 Übergangswohnen für Familien	31
4.2.1 Fallbeispiel 1 – Familie V.	32
4.2.1.1 Begleitung und Betreuung von Familie V.	33
4.2.1.2 Eigene Schlussfolgerungen	34
4.2.2 Fallbeispiel 2 – Familie K.	35
4.2.2.1 Begleitung und Betreuung von Fam. K.	36
4.2.2.2 Eigene Schlussfolgerungen	37
4.3 Ansatzpunkte der Sozialen Arbeit in der Praxis	37
5. Zusammenfassung der Ergebnisse/Beantwortung der Fragestellung/Fazit	40
5.1 Schlussfolgerung für die Berufspraxis	42
5.2 Reflexion des persönlichen Erkenntnisprozesses/Kritische Würdigung	43
5.3 Ausblick	44
6. Literatur- und Quellenverzeichnis	46

1. Einleitung

Durch krisenreiche Erlebnisse und Belastungen in einer Familie – beispielsweise Trennung, psychische Erkrankung oder negative Beziehungserfahrung in der Kindheit der Eltern – kann das Familiensystem aus dem Gleichgewicht fallen. In solchen prekären familiären Lebenslagen werden die Kinder zu einer Unterstützungsquelle. Sie übernehmen zum Beispiel die Verantwortung für die jüngeren Geschwister, führen den Haushalt oder beraten und trösten die Eltern. Dabei werden die natürlichen Rollen zwischen Eltern und Kindern vertauscht. Wenn das parentifizierte Kind die eigene Rolle durch die Rollenumkehr nicht mehr vollumfänglich ausleben kann, besteht das Risiko, dass die Erwachsenenrolle für das Kind zur Belastung wird.

Die Bindungs- und die Familiensystemtheorie bilden zusammen einen möglichen Rahmen, um das Phänomen «Parentifizierung» und dessen Auswirkungen zu verstehen. Die Bindungstheorie trägt zur Klärung des Parentifizierungsprozesses bei, da sie die Beziehung zwischen Kind und Bindungsperson beleuchtet. Die Familiensystemtheorie schafft wiederum Klarheit über den Kontext (das heisst das Familiensystem), in dem die Parentifizierung stattfindet. Positive und negative Auswirkungen der Parentifizierung können anhand der inneren Arbeitsmodelle, welche als der Mechanismus des Parentifizierungsprozesses angesehen werden, beeinflusst werden (vgl. Hooper 2007: 217).

In der vorliegenden Arbeit steht das Phänomen der «Parentifizierung» im Mittelpunkt. Es wird der Frage nachgegangen, welche Chancen und Risiken bei einer Parentifizierung in der Kindheit entstehen.

1.1 Thema/Ausgangslage/Problemstellung (Forschungsstand)

Der Begriff «Parentifizierung» spielt heutzutage eine immer stärkere Rolle, vor allem in der Arbeit mit Familien, in denen ein oder beide Elternteile an einer psychischen Krankheit leiden oder einen Migrationshintergrund haben. Anfangs wurde vor allem das Phänomen der «Parentifizierung» wahrgenommen, und die destruktive Parentifizierung stand stärker im Fokus der Wissenschaft. Mittlerweile stehen auch die Folgen für die Betroffenen sowie die Therapiemöglichkeiten im Vordergrund; in aktuellen Studien wird darauf hingewiesen, dass eine kindliche Parentifizierung auch positive Aspekte in sich bergen kann (vgl. Hausser 2012: 15–16).

Insgesamt fällt bei der Recherche mit den einschlägigen Fachliteraturdatenbanken auf, dass in den letzten vier Jahrzehnten wenig zu diesem Thema publiziert wurde. Die Ursache dafür ist wahrscheinlich auch, dass je nach Fachrichtung unterschiedliche Begrifflichkeiten verwendet und dazu verschiedene Konzepte erforscht werden (vgl. Graf/Frank 2001: 375).

In der systematischen Arbeit haben Ivan Boszormenyi-Nagy und Geraldine Spark die Thematik der «Parentifizierung» geprägt. Helm Stierlin und Salvador Minuchin sind Vertreter der familiendynamischen bzw. strukturellen Familientherapie und haben sich ebenfalls dem Phänomen der «Parentifizierung» gewidmet. Sie berichten, dass dieses eine spezielle Beziehungsdynamik zwischen Eltern und Kindern beschreibt. Boszormenyi-Nagy/Spark (1993: 209) sprechen wiederum von einer verzerrten Beziehung zwischen den familiären Generationen. Stierlin (2001: 24) bezieht sich hingegen auf eine Aufgaben- und Erwartungsdelegation von Eltern an ihre Kinder. Minuchin (1997: 71–72) verweist des Weiteren auf eine Verstrickung in Familien, in denen die Kinder für die Eltern emotional vorhanden sind.

In der Sozialen Arbeit ist der Begriff der «Parentifizierung» wenig geläufig. Eine Auseinandersetzung mit dem Thema ist erstrebenswert, einerseits vor allem hinsichtlich einer Sensibilisierung der diversen Berufsgruppen, die mit Kindern zu tun haben, und andererseits, weil parentifizierte Kinder sich stark anpassen und deshalb leicht übersehen werden können. Ein weiterer Grund besteht darin, dass die psychischen Erkrankungen bei Erwachsenen in der Schweiz seit 1997 stetig zunehmen (vgl. Bundesamt für Statistik 2023a) und psychisch kranke Menschen im Durchschnitt genauso häufig Kinder bekommen wie gesunde (vgl. Wiegand-Grefe/Mattejat/Lenz 2011: 17). Auch Menschen mit einem Migrationshintergrund leiden häufiger an einer psychischen Erkrankung, hervorgerufen unter anderem durch Fluchterfahrungen, Perspektivlosigkeit bei den Lebens- bzw. Arbeitsbedingungen oder einen niedrigen sozioökonomischen Status (vgl. Schuler/Tuch/Peter 2020: 50). Im Kontext der Sozialen Arbeit kommen diese Personengruppen häufig vor.

Die Folgen von Parentifizierung zeigen sich meist erst später, zum Beispiel in einer Partnerschaft oder im Verhältnis zu den eigenen Kindern (vgl. Graf/Frank 2001: 335). Um mögliche Spätfolgen zu verhindern, ist es umso wichtiger, Parentifizierung frühzeitig zu erkennen.

1.2 Eingrenzung des Themas, Fragestellung und Zielsetzung

Der Fokus dieser Arbeit richtet sich auf das parentifizierte Kind in der Familie. In dieser reinen Theoriearbeit wird mit Hilfe einschlägiger Literaturrecherche und unter Berücksichtigung aktueller Studien der Forschungsfrage nachgegangen: *«Welche Chancen und Risiken entstehen bei einer Parentifizierung in der Kindheit?»*

Weitere relevante Fragen sind, inwiefern die transgenerationale Parentifizierung verhindert werden kann und was Parentifizierung im Kontext der Arbeit mit Familien bedeutet.

Ziel dieser Arbeit ist es, das Phänomen der «Parentifizierung» besser zu verstehen, die Chancen bzw. Risiken, welche eine Parentifizierung in sich birgt, aufzuzeigen und auch darzu-

legen, welche Rolle die Soziale Arbeit bei Parentifizierungsprozessen spielt. Dies wird in den anschliessenden Kapiteln wie folgt dargestellt:

Im zweiten Kapitel wird der Begriff «Parentifizierung» inklusive der unterschiedlichen Formen erläutert. Dabei wird der Entstehung der Parentifizierung und deren Risikofaktoren nachgegangen; auch die Chancen, Folgen und Auswirkungen sowie die Deparentifizierung werden beschrieben.

Im dritten Kapitel wird die Bindungstheorie von John Bowlby und Mary Ainsworth erläutert, da sie einen möglichen Rahmen bietet, um Parentifizierung auf das Bindungsverhalten zu untersuchen. Dabei sollen vor allem die Berührungspunkte zwischen dem Bindungsverhalten und der Parentifizierung herausgearbeitet sowie die zwischenmenschlichen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern dargestellt werden.

Im vierten Kapitel wird der Bezug zur Berufspraxis anhand von Fallbeispielen hergestellt und mögliche Ansatzpunkte der Sozialen Arbeit dargestellt.

Die Zusammenfassung der Ergebnisse, die Beantwortung der Fragestellung, die persönliche Reflexion und ein Ausblick erfolgen im fünften und letzten Kapitel.

Um allen beständigen Erziehungspersonen und Familienformen gerecht zu werden, werden – wo immer möglich – die Begriffe «Bindungsperson» oder «Eltern» verwendet.

1.3 Persönliche Motivation

In meiner Berufspraxis bin ich mit dem Phänomen der «Parentifizierung» konfrontiert. Es betrifft meist Kinder mit einem Migrationshintergrund oder mit Eltern, welche an einer psychischen Erkrankung leiden. Der Umgang mit Parentifizierung überfordert die Sozialarbeiter*innen in unserem Team, da der Wissensstand minimal ist, das Phänomen aber erkannt wird. Bei Teamweiterbildungen wurde die Thematik der «Parentifizierung» zwar aufgegriffen, doch erhielten wir meist nur wenige Informationen. Nach zehn Jahren Erfahrung an meiner momentanen Arbeitsstelle (Übergangswohnen für Familien) stelle ich fest, dass die Anzahl parentifizierter Kinder steigt. Mein persönliches Ziel ist es, mehr über dieses Phänomen zu erfahren, Risiken und Chancen kennenzulernen und im Arbeitskontext an Handlungssicherheit zu gewinnen. Mit meinem erworbenen und hier aufgezeigten Wissen, erhoffe ich mir ebenfalls, bereits bestehende Parentifizierungen zu erkennen und betroffenen Familien entsprechende Unterstützung bieten zu können.

2. Parentifizierung

Um den Begriff «Parentifizierung» zu definieren, wird zuerst der geschichtliche Hintergrund erläutert. Alfred Adler (Begründer der Individualpsychologie) beschäftigte sich bereits 1931 mit diesem Phänomen, obwohl die Begrifflichkeit zu dieser Zeit noch nicht in Gebrauch war. Er beschrieb, dass sich vor allem die Erstgeborenen für das Funktionieren der Familie verantwortlich fühlen und deshalb die Rolle der «Ersatzeltern» einnehmen (vgl. Deimel 2018: 62). Im Jahr 1965 wurde der Begriff «Parentifizierung» erstmals von Ivan Boszormenyj-Nagy eingeführt (vgl. Simon/Clement/Stierlin 2004: 256).

Auch Johanna Graf und Rainer Frank (2001: 314-317) stellten fest, dass das Phänomen der «Parentifizierung» früh (1948) als Rollenumkehr beschrieben wird. Dieser Begriff der «Rollenumkehr» erscheint 1973 in der Bindungstheorie von John Bowlby und wird als eine Form der Bindungsstörung gesehen bzw. unter dem Begriff «role-reversed attachment disorder» aufgeführt.

In der Familientherapie hat der Begriff «Parentifizierung» einen grossen Stellenwert. Beschrieben wird er als eine Vermischung der Generationengrenzen und der innerfamiliären Hierarchie (vgl. ebd.: 120). Sowohl systemische Familientherapeut*innen wie Helm Stierlin oder Ivan Boszormenyi-Nagy als auch der Begründer der strukturellen Familientherapie Salvador Minuchin haben sich mit dem Begriff auseinandergesetzt. Termini wie «Verstrickung» nach Minuchin (2015: 71–73) oder «Delegation» nach Stierlin (2004: 24) sind eng mit dem Phänomen der «Parentifizierung» verbunden.

2.1 Definition Parentifizierung

Der Begriff der «Parentifizierung» stammt von zwei lateinischen Wörtern ab und bezieht sich auf *parentes* für «Eltern» und *facere* für «machen» bzw. «Elternmachung» und die ihm angedachte Bedeutung «Rollenumkehr» (vgl. Hausser 2012: 18).

Er wurde vor allem durch Ivan Boszormenyi-Nagy und Geraldine Spark geprägt (vgl. Graf/Frank 2001: 314). Ihr Buch «unsichtbare Bindungen» aus dem Jahr 1973 thematisiert das Phänomen der «Parentifizierung». Sie definierten den Begriff als «temporäre oder konstante subjektive Verzerrung einer Beziehung – so, als stelle der Ehepartner oder gar eines der Kinder einen Elternteil dar» (Boszormenyi-Nagy/Spark 1993: 209). Diese Beziehung schützt die Person, welche momentan zu wenig elterliche Qualitäten hat, vor emotionaler Erschöpfung. Parentifiziert werden können sowohl das Kind als auch der oder die Lebenspartner*in (vgl. ebd.).

Die Verantwortlichkeiten und Aufgaben werden von den Eltern auf das Kind projiziert. Die beiden Systeme (Kind/Eltern) vermischen sich, und die dabei natürlichen Hierarchien und Grenzen verschwinden. Um die elterlichen Bedürfnisse zu befriedigen, nimmt das Kind die Funktion eines Erwachsenen ein. Es übt in der Familienstruktur eine Rolle aus, die nicht die seine sein sollte. Unterschiedliche Faktoren können das Auftreten von Parentifizierung innerhalb einer Familie begünstigen. Diese sind sowohl auf der Seite der Eltern als auch der der Kinder und des Familiensystems vorhanden (vgl. Graf/Frank 2001: 315–323). Bedürfnisse, welche in der Kindheit des Elternteils nicht befriedigt wurden, sind unter anderem ein zentraler Aspekt für die Entstehung einer Parentifizierung (vgl. Simon et al. 2004: 255–256).

Kinder sind nicht ausschliesslich nur in der Kindheit von Parentifizierung betroffen, sondern es kann ein natürlicher Parentifizierungsprozess entstehen, wenn die Eltern altern und die erwachsenen Kinder in die Pflege oder Fürsorge eingebunden sind (vgl. Polz 2018: 55). Auch gilt aus heutiger Sicht, dass Parentifizierung nicht nur eine schädigende Wirkung haben muss. Vielmehr kommt es auf die Art und Weise an, wie ein Kind parentifiziert wird (vgl. Graf/Frank 2001: 318). Im folgenden Kapitel werden die Formen erläutert.

2.2 Formen der Parentifizierung

Die Parentifizierungsprozesse werden in die zwei Formen destruktive und adaptive Parentifizierung unterteilt, je nachdem, ob es sich um dysfunktionale oder förderliche Entwicklungsmöglichkeiten für das Kind handelt (vgl. Ohntrup et al. 2011: 377). Zudem werden sie hinsichtlich ihrer Art der Aufgabenzuteilung in instrumentelle bzw. exekutive Parentifizierung differenziert (vgl. Graf/Frank 2001: 314). Boszormenyi-Nagy und Spark (1993: 210–211) beschreiben zudem eine sexuelle Form der Parentifizierung.

Ausführliche Bestimmungskriterien und ein adäquater Überblick über das Phänomen der «Parentifizierung» lassen sich vor allem in der Veröffentlichung von Graf und Frank (2001) finden.

2.2.1 Destruktive und adaptive Parentifizierung

Von einer destruktiven Parentifizierung wird gesprochen, wenn das parentifizierende Elternteil seine Elternrolle und die Verantwortung sowie die Fürsorgefunktion an das Kind abgibt. Dadurch wird das Kind in die Elternrolle gedrängt, und die Generationengrenzen werden überschritten. Es erlernt ein rollengerechtes Fürsorgeverhalten (in der Elternrolle) und akzeptiert die ihm gegebene Rolle. In der Kind-Elternbeziehung entsteht ein Ungleichgewicht im gegenseitigen Geben und Nehmen (vgl. ebd.: 316–318). Das Kind ordnet seine

Bedürfnisse denen der Eltern unter bzw. nimmt seine eigenen nicht mehr wahr (vgl. Ohntrup et al. 2011: 377). Es entwickelt eine parentifizierte Identität (vgl. Byng-Hall 2008: 149).

Die destruktive Parentifizierung ist mit negativen Folgen für das Kind verbunden. Seine Entwicklungsmöglichkeiten werden eingeschränkt, die kindlichen Bedürfnisse nicht gestillt, und die elterlichen Erwartungen geben Anlass zu Sorge und Angespanntheit. Es entsteht eine andauernde Überforderung, welche den Verlust der Kindheit provozieren kann (vgl. Hilker 2018: 17).

Eine adaptive Parentifizierung liegt vor, wenn alle Beteiligten als Parentifizierungsobjekte zur Verfügung stehen, die Entwicklungsmöglichkeiten des Kindes nicht eingeschränkt werden und wenn das Kind die geforderten Aufgaben übernimmt und dafür Anerkennung durch die Eltern erhält. Auch die kindlichen Bedürfnisse werden dabei berücksichtigt, und das Kind wird bei der Aufgabenerfüllung durch die Eltern unterstützt. Eine adaptive Parentifizierung ist oftmals zeitlich beschränkt (vgl. Graf/Frank 2001: 318–319, vgl. Ohntrup et al. 2011: 377).

Bei einer adaptiven Parentifizierung kann das Kind gestärkt werden. Es lernt Verantwortung zu übernehmen, emphatisch zu sein und fürsorglich mit seinem Umfeld umzugehen. Zudem zeigen neuere Studien, dass die Resilienz durch adaptive Parentifizierung erhöht werden kann (vgl. ebd.: 375–377). Das Erlernen solcher Fertigkeiten trägt laut Jurkovic (1997: 50) zur persönlichen Entwicklung und der des Selbstwerts bei.

Im Allgemeinen wird die Parentifizierung jedoch eher negativ gewertet. Salvador Minuchin erwähnt unter anderem die Verletzung der Generationsgrenzen sowie die Missachtung der Hierarchiestufen innerhalb eines Familiensystems (vgl. Simon et al. 2004: 256). Hingegen unterstreichen Boszormenyi-Nagy und Spark (1993: 209–211), dass Parentifizierungsprozesse nicht ausschliesslich pathogen oder pathologisch sind, sondern ebenso in funktionierenden und auf Wechselseitigkeit beruhenden Familiensystemen vorkommen können. Kinder sollen lernen, sich mit verantwortungsvollen Rollen zu identifizieren und somit ihre emotionale Reife zu stärken – auch in Hinblick auf die eigene Familiengründung (vgl. ebd.: 209–210).

2.2.2 Instrumentelle, emotionale und sexuelle Parentifizierung

Instrumentelle Parentifizierung beinhaltet die Übernahme funktionaler Aufgaben, zum Beispiel wenn die Eltern aus irgendeinem Grund nicht mehr für den Haushalt aufkommen, die Versorgung der Kinder nicht mehr übernehmen oder ein krankes Familienmitglied nicht mehr pflegen können. Diese Aufgaben werden dann durch das parentifizierte Kind übernommen (vgl. Ohntrup et al. 2011: 377).

Bei Flüchtlingen wird die Parentifizierung oft durch die grosse Abhängigkeit und Hilflosigkeit der Eltern ersichtlich, welcher sie im neuen Heimatland gegenüberstehen. Durch die während der Flucht erlebten Traumatisierungen und die so entstandenen regressiven Entwicklungen der Eltern entsteht eine Abhängigkeit zu den eigenen Kindern. Meist beherrschen die Kinder die neue Sprache schneller als ihre Eltern und übernehmen deshalb Verantwortung. Die Tatsache, dass die Eltern in der neuen Heimat von ihren Kindern abhängig sind, hat für deren Entwicklung einschneidende Folgen. Die Kinder werden einerseits zum oder zur Bewahrer*in der Traditionen der alten Heimat; andererseits sind sie das Bindeglied zur neuen Heimat. Sie werden in eine elterliche Rolle gedrängt, begleiten ihre Eltern zu Ämtern oder sorgen für die Entwicklung der jüngeren Geschwister (vgl. Rauwald 2020: 108). Auch das Dolmetschen für die Familie wird als instrumentelle Parentifizierung angesehen (vgl. Kotterba 2009: 9). Oft wird vielen Eltern die Rückkehr in die versorgende, verantwortliche Familienrolle – über rigide Arbeitsbestimmungen – erschwert. Die transgenerationale Weitergabe wird somit gefördert (vgl. Rauwald 2020: 109).

Bei der emotionalen Parentifizierung wenden sich die Eltern mit alters- und entwicklungs-inadäquaten Aufgaben an ihr Kind. Die eigenen emotionalen Bedürfnisse werden mittels des Kindes befriedigt, oder es werden persönliche Anliegen an das Kind herangetragen. Sie fordern in einer unangemessenen Weise Liebe, Zuwendung oder emotionale Unterstützung ein, welche das Kind überfordern kann (vgl. Ohntrup et al. 2011: 377, vgl. Graf/Frank 2001: 317). Oder sie setzen es als Friedenstifter*in, Ersatzpartner*in oder emotionale Stütze für die ganze Familie ein (vgl. Hausser 2012: 21, vgl. Graf/Frank 2001: 314). Das Kind kann dann als Substitut des elterlichen Selbst dienen. Dabei suchen die Eltern entweder in ihrem Kind ihr eigenes ideales Selbst, welches sie immer sein wollten, und das Kind muss helfen, das elterliche Selbstwertgefühl auszugleichen. Oder es werden negative Aspekte des eigenen Selbst auf das Kind projiziert, um einen von Schuld befreiten Kontakt mit den eigenen abgelehnten Eigenschaften zu ermöglichen. Das Kind fungiert somit als Sündenbock (vgl. Simon et al. 2004: 283).

Die sexuelle Parentifizierung beschreiben Boszormenyi-Nagy und Spark (1993: 210–211) dahingehend, als gehöre das Kind zur gleichen Generation wie seine Eltern. Die Eltern sehen im Kind einen gleichwertige*n Partner*in für die eigenen sexuellen Begehren. Die Generationengrenze wird verletzt, und es entsteht eine inzestuöse Beziehung.

Bei der Betrachtung der Komplexität der Parentifizierung mit ihren mannigfaltigen Rollen und Aufgaben wird ersichtlich, dass die emotionale und die sexuelle Parentifizierung zur destruktiven Form gehören, da sie für das Kind eine emotionale Belastung sind. Entscheidend für die destruktive Form ist eine inadäquate Aufgabenstellung an das Kind, die Kompetenzüberschreitung des Kindes oder die Bedrohung der kindlichen Entwicklung (vgl. Lenz 2014: 212).

Die instrumentelle Parentifizierung hingegen wird eher der adaptiven Form zugeordnet, da die Kinder von ihrer Rolle nicht vollständig eingenommen werden, sofern ihre Bemühungen gewürdigt und ihre eigenen Bedürfnisse respektiert werden (vgl. ebd.).

2.3 Entstehung und Risikofaktoren der Parentifizierung

Die Ursachen der soeben dargestellten Grenzverletzungen in Familien, die bei einer Parentifizierung entstehen, sind aus differenzierten Blickwinkeln zu betrachten. Sowohl Faktoren seitens der Eltern als auch des Kindes und des Familiensystems können die Parentifizierung begünstigen (vgl. ebd.: 210). In den folgenden Kapiteln werden diese Faktoren genauer beleuchtet.

2.3.1 Seite der Eltern

Die Parentifizierung tritt gehäuft in Familien auf, in denen ein oder beide Elternteile an einer psychischen oder physischen Erkrankung leiden. Dabei wird am häufigsten beobachtet, dass Kinder zur gemeinsamen Bewältigung der familiären Belastungen Rollen und Aufträge erfüllen, welche mit der Erkrankung eines oder beider Elternteile zusammen hängen (vgl. ebd.: 184). Auch Substanzmissbrauch wird gehäuft mit Parentifizierung in Verbindung gebracht. Kinder von Alkoholiker*innen berichten über ein höheres Mass an Parentifizierung in der Kindheit als Kinder aus einem Elternhaus ohne Alkoholismus. Unter den genannten Umständen werden zudem die Mädchen häufiger parentifiziert als die Knaben (vgl. Graf/Frank 2001: 321). Sowohl die Vergangenheit der Eltern mit ihren eigenen Bindungs- und Beziehungserfahrungen als auch Scheidung, Trennung oder Tod der eigenen Eltern können Ursache für Parentifizierung sein. Aufgrund mangelnder Fürsorgeerfahrung in ihrer Kindheit kann es zur transgenerationalen Weitergabe kommen, da die Eltern ihren Eltern gegenüber loyal sein wollen und die benötigte Fürsorge nicht bei ihnen, sondern bei den eigenen Kindern einfordern (vgl. Ohntrup et al. 2011: 375–376).

Bei Eltern in einer unbefriedigenden Partnerschaft besteht das Risiko, dass das Kind als Partner*innenersatz erzogen wird. Allgemein ist die Gefahr einer Parentifizierung bei Paarkonflikten erhöht. Das Kind fühlt sich verpflichtet, die Streitereien der Eltern zu schlichten, und bewegt die Eltern zur Versöhnung. Insbesondere sind Kinder aus gewalttätigen Partnerschaften gefährdet. Sie trösten die Eltern nach einer gewalttätigen Auseinandersetzung oder fühlen sich dafür verantwortlich, die Polizei zu rufen oder Bekannte zu benachrichtigen. Ebenfalls oft beschrieben wurde das Phänomen der «Parentifizierung» bei Eltern, die sich getrennt haben oder sich scheiden lassen. Den Eltern fällt es schwer, sich nicht auf den vorhandenen Trost eines Kindes zu stützen. Somit schlüpfen die Kinder in die Rolle des oder

der Ersatzpartner*in und tragen die Last mit sich, für das emotionale Wohlbefinden der Eltern verantwortlich zu sein (vgl. Graf/Frank 2001: 321–322).

Bei sexuellem Missbrauch oder körperlicher Kindesmisshandlung werden Parentifizierungsprozesse als Begleiterscheinung wahrgenommen (vgl. Hausser 2012: 18). Die mangelnde Verfügbarkeit der eigenen Eltern und die daraus entstandenen unsicheren Bindungsbeziehungen werden dafür verantwortlich gemacht, dass Eltern die Liebe, welche sie in ihrer eigenen Kindheit nicht erhielten, bei ihren Kindern suchen. Mütter, die selbst erotisierte oder inzestuöse Erfahrungen mit ihren Vätern machten, verhalten sich zum Teil gegenüber ihren eigenen Söhnen verführerisch. Hier entsteht ebenfalls eine transgenerationale Weitergabe (vgl. Graf/Frank 2001: 320–321).

2.3.2 Seite des Kindes

Laut Graf und Frank (ebd.: 322–323) spielen die Sensibilität und die Empathiefähigkeit eines Kindes eine entscheidende Rolle im Parentifizierungsprozess. Kinder mit diesen ausgeprägten Merkmalen erhalten oft die Rolle des Trostspendenden oder des Ratgebenden. Sie entwickeln ein Sensorium für die subtilen Signale ihrer Eltern und erspüren die elterlichen Bedürfnisse intuitiv. Um eine emotionale Verbindung zu den Eltern herzustellen, welche anders nicht verfügbar ist, übernehmen sie die Rolle des Sorgenden. Dieses Muster kann auch als Copingstrategie verstanden werden, im Sinne von: «They become parents to their parents in order to get parenting.» (Cotroneo 1988, zit. nach ebd.: 322) Die Meinung darüber, ob das Geschlecht des Kindes ebenfalls eine Rolle spielt, ist geteilt. Es deutet einiges darauf hin, dass Mädchen öfter als Jungen parentifiziert werden. Jedoch lässt sich nicht mehr feststellen, ob es Geschlechtsunterschiede gibt, wenn keine standardisierten Selbstberichtsdaten erhoben werden (vgl. ebd.: 323).

Einen weiteren Einfluss kann laut diesen Autoren die kindliche Akzeptanz der Rolle als parentifiziertes Kind haben. Dies führt zur Stabilisierung des dysfunktionalen Familiensystems (vgl. ebd.). Mit Blick auf bindungstheoretische Aspekte zeigt sich, dass typischerweise das Kind für die Rollenumkehr ausgewählt wird, welches auf die Bedürfnisse der Eltern in der Vergangenheit am sensibelsten reagiert und mit grosser Empathie Verantwortung für das elterliche Wohlbefinden übernommen hat. Unsicher-desorganisiert gebundene Kinder umsorgen ihre Mütter bereits im Alter von zwei Jahren stark und zeigen dieses Verhalten auch noch mit sechs Jahren. Familien mit einem psychisch erkrankten Elternteil sind meist bindungsdesorganisiert. Daraus könnte geschlossen werden, dass dieser bindungstheoretische Aspekt eine mögliche Erklärung ist für das vermehrte Auftreten von Parentifizierung in diesen Familien (vgl. Lenz 2014: 211). Unsicher-desorganisiert gebundenen Kindern bleibt das

Verhalten, die eigenen Eltern zu umsorgen, auch im Erwachsenenalter erhalten (vgl. Ohntrup et al. 2011: 376).

Hausser (2012: 18) nennt als einen möglichen Risikofaktor einen afroamerikanischen, asiatischen oder lateinamerikanischen kulturellen Hintergrund; warum dies so ist, wird nicht genannt. Ebenfalls als Risikofaktoren nennt sie ein höheres Kindesalter, hohe Empathiefähigkeit sowie die Reife bzw. ein ausgeprägtes Sozialverhalten des Kindes.

2.3.3 Familiäre Faktoren

Die Übertragung von Bindungs- und Beziehungsmustern über familiäre Generationen stellt einen weiteren Aspekt für die Entstehung der Parentifizierung dar. Erwartungen und Einstellungen der Eltern, welche selbst in ihrer Kindheit an sie gestellt wurden, werden auf das eigene Kind projiziert (vgl. Stierlin 2001: 62).

Es zeigte sich in der Studie von Ulrike Loch (2014: 281–282), dass sich die Kindheitstraumata der Eltern auf die Kinder übertragen und diese so Teil der elterlichen Traumatisierung werden. Unbewusst werden sie in die Problemlagen der Eltern impliziert, und es erfolgt eine emotionale Parentifizierung. Diese Verhaltensmuster zwischenmenschlicher Beziehungen werden über drei Generationen übertragen. Erstens betrifft dies die Kinder mit dem Bedürfnis, eine stabile Beziehung zu ihren Eltern zu haben, welche dafür jedoch keine Gegenleistung erhalten. Zweitens bezieht sich das auf die Eltern, welche die negativen Kindheitserfahrungen bei den eigenen Kindern kompensieren. Drittens sind in diesem Zusammenhang jene Grosseltern zu nennen, die ihre Kinder ungenügend schützten bzw. keine Fürsorge boten und diese ebenfalls parentifizierten. Durch die Verstrickung in den Beziehungen und die Loyalität zueinander erstreckt sich die Parentifizierung wie eine Familiengeheimnis über die nachfolgenden Generationen (vgl. ebd.: 289–290).

Hinsichtlich familienstruktureller Aspekte stellen Graf und Frank (2001: 323) fest, dass Familiengrösse oder Geschwisterpositionen keinen Einfluss auf die Parentifizierung haben. Sie gehen allerdings davon aus, dass Erstgeborenen sowie Kindern mit vielen Geschwistern eher instrumentelle Funktionen zugewiesen werden. Bei Einzelkindern fokussieren sich die elterlichen Wünsche und Sorgen auf ein Kind; deshalb vermuten sie eher die Übernahme von emotionalen Funktionen.

Welche Auswirkungen bzw. langfristigen Folgen destruktive Parentifizierung haben kann, wird im nächsten Kapitel erläutert.

2.4 Auswirkungen und (Langzeit-)Folgen einer destruktiven Parentifizierung

Letztendlich bedeutet destruktive Parentifizierung den Verlust der eigenen Kindheit. Sorglosigkeit, Spontaneität und Lebhaftigkeit der Kinder gehen verloren. Sie wirken depressiv, ernst, pseudofrühreif, altklug und überverantwortlich, leiden an Schuldgefühlen und haben den Eindruck, nicht zu genügen. Die ambivalenten Gefühle reichen wegen ihrer familiären Position von Macht und Einzigartigkeit bis hin zu Verzweiflung, den Ansprüchen und Erwartungen doch nicht zu genügen. Emotionale Störungen und Verhaltensauffälligkeiten sind die Auswirkungen davon. So weisen gewisse parentifizierte Kinder beispielsweise Kontakt- und Leistungsprobleme und soziale Ängste auf (vgl. Lenz 2014: 213). Sie haben Schwierigkeiten, ein Nähe-Distanz-Gefühl zu entwickeln, und können unter Schuld- und Schamgefühlen leiden, welche die Tendenz zu ängstlichem und selbstabwertendem Verhalten verstärken (vgl. Jurkovic 1997: 63). Aus Loyalität verzichten sie auf ausserfamiliäre Beziehungen und isolieren sich sozial, da ein Interesse an Beziehungen zu Gleichaltrigen für die Eltern eine extreme Bedrohung darstellt. Ihre schulischen Leistungen sind schwach, da die Kinder ausgelaugt und unaufmerksam sind (vgl. Graf/Frank 2001: 324), wohingegen andere – als Reaktion auf die familiären Erwartungen – ein zwanghaftes Erfolgs- und Perfektionsstreben entwickeln. Ihre Leistungen sind herausragend, jedoch entwickeln sie oft ein masochistisches und selbstzerstörerisches Selbst. Sie wollen alles geben, die elterlichen Erwartungen zu erfüllen, und opfern sich für deren emotionale Bedürfnisse auf. Ihre eigenen Gefühle und wahren Bedürfnisse können sie schwer wahrnehmen (vgl. Lenz 2014: 213–214). Sie nehmen sie vielmehr als ein potenzielles Risiko wahr, welches die Beziehung zur Gemeinschaft gefährden kann, anstatt sie als etwas für die Entwicklung Förderliches zu sehen (vgl. Polz 2018: 51). Wieder andere entwickeln ein narzisstisches Selbst, indem sie spektakulär und grossartig versuchen, die Träume der Eltern zu erfüllen (vgl. Lenz 2014: 213). Bei der Erfüllung der elterlichen Erwartungen entstehen Gefühle der Grossartigkeit, des Besondersein und des Gebrauchtwerdens. Diese Gefühle wechseln sich meist mit jenen ab, sich wertlos zu fühlen und den wachsenden Idealen nicht zu entsprechen (vgl. Jurkovic 1997: 63).

Der Parentifizierungsprozess hat aus systemischer Sicht nicht nur Auswirkungen auf die betroffenen Kinder, sondern auf sämtliche Familienmitglieder. Zum Beispiel sind auf der Paarebene weitere Störungen zu erwarten, da die Involviertheit in Paarprobleme zwar einerseits eine stabilisierende Wirkung hat, andererseits dadurch die partnerschaftliche Kommunikation noch mehr blockiert wird. Aus Enttäuschung über die fehlende Verfügbarkeit des Partners wendet sich ein Elternteil an das Kind, womit sich der andere noch mehr ausgeschlossen fühlt und sich noch mehr zurückzieht. Bei Geschwistern besteht die Chance, dass die nicht parentifizierten Kinder sich normal entwickeln können; jedoch sind aufgrund der Sonderstellung des parentifizierten Kindes Konflikte, Eifersucht und Rivalität unter den Geschwistern fast schon vorprogrammiert (vgl. Graf/Frank 2001: 325–326).

Nicht selten heiraten Menschen, welche in der Kindheit parentifiziert wurden, Partner*innen, die betreut werden wollen, und treten so dem Subsystem der Kinder bei. Dies kann so lange funktionieren, bis die in der Kindheit parentifizierte Person selbst eine gewisse Betreuung benötigt. Die abhängige Person kann wütend werden und versuchen, den oder die elterliche*n Partner*in zurück in seine Rolle zu drängen. Dies kann gelingen, wenn der oder die Partner*in so unsicher ist, dass sie immer noch gebraucht werden will. Manchmal können Beziehungen daran zerbrechen oder sie überleben, weil ein Kind die elterliche Rolle übernimmt und somit auch parentifiziert wird (vgl. Byng-Hall 2008: 153).

Langzeitfolgen von destruktiver Parentifizierung in der Kindheit sind vielfältig und reichen von Depressivität, einem fragilen Selbstwertgefühl über Ablösungs- und Identitätsprobleme bis hin zu suizidalem Verhalten. Durch die erlebten Grenzverletzungen, die nicht altersadäquaten Bindungserfahrungen und das Nicht-explorieren-Können der eigenen Bedürfnisse wird die Entwicklung eines autonomen Ichs gefährdet. Diesbezüglich konnte nachgewiesen werden, dass Grenzverletzungen in der Herkunftsfamilie bei Jungen ein erhöhtes ADHS-Risiko bergen und bei Mädchen die Ausbildung von depressiven Symptomen (vgl. Ohntrup et al. 2011: 378).

Eine Parentifizierung in der Kindheit kann bis ins Erwachsenenalter Auswirkungen haben. Bowlby beschreibt dazu, dass Kinder, welche die Zuwendungs- und Versorgungsbedürfnisse ihrer Eltern in der Rollenumkehr befriedigten, hinsichtlich psychischer Erkrankungen gefährdet sein können, da sie in der Kindheit selbst einen Mangel an Zuwendung erfahren haben. Parentifizierung trägt ihren Teil dazu bei, dass Kinder die Schule schwänzen, Schul- und Agoraphobien entwickeln und an Depressionen leiden können (vgl. Bowlby 2008: 14). Betreffend die Schulangst beobachteten Nagy und Spark (1993: 218) ebenfalls, dass eine verborgene Parentifizierung der Auslöser sein kann.

Laut Miller und Ohntrup (1979: 20–29, 2011: 378) stellen parentifizierte Kinder im Erwachsenenalter extrem hohe Erwartungen an sich selbst und sind trotz Erfolg und guten Leistungen mit Ängsten und Schuldgefühlen beladen. Sie können kein eigenes Selbst entwickeln und empfinden Gefühle der Leblosgkeit, haben Selbstzweifel und das Gefühl der Unzugänglichkeit, sehen keinen Sinn im Leben bzw. empfinden eine grosse Leere. Das wahre Selbst steht im «Zustand der Nichtkommunikation».

2.4.1 Kindeswohlgefährdung

Eine emotionale Parentifizierung kann bis hin zur Gefährdung des Kindeswohls führen. Dieses ist der oberste Grundsatz im Kinderrecht und muss in allen Bereichen, welche das Kind betreffen, vollumfänglich berücksichtigt und geschützt werden. Demnach müssen alle altersentsprechenden Grundbedürfnisse befriedigt sein, und es liegt in der Verantwortung

der Eltern, dass dies gewährt ist. Laut Zivilgesetzbuch Art. 302 Abs. 1 haben die Eltern die Pflicht, ihr Kind in seiner Entfaltung zu fördern und zu schützen. Jedes Kind sollte altersadäquate Erfahrungen machen und nicht zu früh Erwachsenenverantwortung übernehmen müssen. Für die sozialen Fähigkeiten stellen soziale Kontakte eine wichtige Voraussetzung dar (vgl. Kinderschutz Schweiz o.J.). Aus der Studie von Ulrike Loch geht hervor, dass Eltern bestrebt sind, auf das Wohlergehen ihrer Kinder zu achten, aber dies nicht sicherstellen können. Zudem stellt das grösste Gefährdungspotenzial für Kinder psychisch kranker Eltern das Misslingen der Eltern-Kind-Beziehung durch destruktive Parentifizierung dar. Langfristig könnte eine destruktive emotionale Parentifizierung bis hin zu psychischer Gewalt führen, was als kindeswohlgefährdend erachtet wird (vgl. Loch 2014: 279–280).

Parentifizierte Kinder lernen, eigene Bedürfnisse und Prioritäten hintenanzustellen, unangemessene Erwartungen zu erfüllen und im eigentlichen Sinn ihre Kindheit aufzugeben. Dies kann sich auf das Handeln im Erwachsenenalter auswirken. Sie geben ihre Verpflichtungen und Verantwortlichkeiten ab – auch in Bezug auf das Erziehen ihrer eigenen Kinder. Zudem spielen die «alten» Loyalitätsverpflichtungen eine Rolle in der eigenen Partner- bzw. Elternschaft, da sie diesen allenfalls nicht mehr ausreichend entsprechen. Wenn das «alte» System dennoch ausreichend unterstützt werden kann, ist es ihnen nicht möglich, ihre neuen Fürsorgeverpflichtungen hinreichend zu erfüllen. Parentifizierte Kinder werden selten aus den Verpflichtungen den Eltern gegenüber entlassen (vgl. Boszormenyi-Nagy/Spark 1993: 221).

2.5 Chancen der Parentifizierung/positive Aspekte der Parentifizierung

Eine Parentifizierung kann auch förderlich für das Kind sein, solange die an das Kind gestellten Aufgaben angemessen sind und sie dafür von der Seite der Eltern Anerkennung erhalten.

Eine zeitweilige Parentifizierung bedeutet für Nagy und Spark (ebd.: 47) nicht zwingend einen Nachteil für das betroffene Kind. Wenn Kinder von ihren überforderten und belasteten Eltern gelegentlich bewusst oder unbewusst um Unterstützung gebeten werden und sie aus Liebe bereit sind, zu helfen und fürsorglich zu handeln, ist dies sowohl Teil eines gesunden Familienlebens als auch eine Möglichkeit, wie das Kind lernen kann, Verantwortung zu übernehmen. Das Geben und Nehmen beiderseits beschreiben Nagy und Spark als generationenübergreifendes Verhalten. Eine ausgeglichene Bilanz darin ist wichtig für die Gesundheit der Familie. In das aus gegenseitigen Verpflichtungen entstehende System werden Investitionen sowohl seitens der Eltern als auch der Kinder getätigt. Beispielsweise investiert eine Mutter im Baby- und Kleinkindalter mehr Liebe, als sie «zurückerhält». Im Normalfall kommt es zu einer «emotionalen Rückerstattung» der erhaltenen Liebe durch das heranwachsende Kind. Diese «Verdienstkonten», auf welchen das Loyalitätssystem der Eltern-Kind-

Beziehung beruht, werden weitgehend so interpretiert, dass auch eine dauerhafte Parentifizierung nicht zwingend schädliche Entwicklungskonsequenzen für das Kind nach sich zieht, sofern das Kind für die erbrachten Bedürfniserfüllungen von den Eltern Anerkennung erhält (vgl. ebd.: 223).

Die möglichen Konflikte unter den Geschwistern aufgrund der Parentifizierung und der Sonderstellung des parentifizierten Kindes werden unter Punkt 2.4 als Folge aufgeführt. Es kann jedoch ebenso dazu kommen, dass die Geschwisterbeziehung durch die Parentifizierung gestärkt und ein engeres Vertrauensverhältnis geschaffen wird, laut Lenz (2014: 186–188) zum Beispiel dann, wenn ältere Kinder die Verantwortung für die jüngeren Geschwister übernehmen. Die gemeinsamen Erfahrungen mit den elterlichen Problemlagen fördern häufig den Zusammenhalt unter den Geschwistern. So wird die Geschwisterbeziehung bei einer familiären Situation, welche erkrankungsbedingt mit Unsicherheit und emotionaler Instabilität einhergeht, zu einer Ressource. Diese bildet für die jüngeren Kinder eine wichtige Quelle der Verlässlichkeit und Geborgenheit. Dieses gemeinsame familiäre Coping besteht teilweise aus expliziten und teils impliziten Aufträgen von den Eltern an die Kinder.

Die mehr oder minder bewusste Akzeptanz der Parentifizierung bei älteren Kindern kann eine körperliche und emotionale Nähe zu den Eltern generieren und aufrechterhalten, welche es sonst aufgrund der hohen eigenen Bedürftigkeit und Interaktionserfahrungen mit den Eltern nicht geben würde. Somit kann die Akzeptanz der Parentifizierung auch als ein Copingversuch des Kindes verstanden werden (vgl. ebd.: 211).

Kinder, welche der adaptiven Parentifizierung ausgesetzt sind, profitieren durch vermehrten Selbstwert. Ihre gesamte Entwicklung wird positiv beeinflusst durch das Erlernen von Sozialkompetenz, fürsorglichem Handeln, Verantwortungsübernahme und Empathie (vgl. Graf/Frank 2001: 323).

Demnach kann die Parentifizierung auch als menschliches Phänomen betrachtet werden, das zum kindlichen Reifungsprozess beiträgt. Diese Dynamik ist ein wichtiger Bestandteil verschiedener stagnierender Vorgänge innerhalb einer Familie und ebenso bei vorwiegend harmonischen Beziehungen. Für das Kind ist, bis zu einer gewissen Grenze, die Parentifizierung zwischenzeitlich notwendig. Es lernt so, sich mit verantwortlichen Rollen zu identifizieren. Sich selbst als einen denkbaren Elternteil zu erkennen, ist erforderlich, um emotional reifen zu können (vgl. Boszormenyi-Nagy/Spark 1993: 209).

Diesbezüglich kann von einer gesunden Parentifizierung ausgegangen werden, wenn das betroffene Kind, für sein fürsorgliches Verhalten gegenüber den Eltern und seine nicht altersadäquaten Aufgaben, Unterstützung erhält bzw. wenn trotz der offensichtlichen Parentifizierung seine eigenen Bedürfnisse gestillt werden. Das heisst auch, dass solche Kinder nicht

durchgehend der geforderten Rolle entsprechen müssen und sie trotzdem Anerkennung für ihre Bemühungen in der Rollenübernahme erhalten (vgl. Jurkovic 1997: 12).

2.6 Auflösung der Parentifizierung/Deparentifizierung

In diesem Kapitel wird aufgezeigt, welche Möglichkeiten Therapeut*innen haben, die Parentifizierung aufzulösen. Damit das Kind die Rolle der Parentifizierung aufgeben kann, benötigt es vor allem eine Stärkung seines Selbstwert und Hilfe in der Überwindung seines Minderwertigkeitsgefühls. Eine tragfähige Beziehung zum oder zur Therapeut*in ist Voraussetzung dafür, dass das Kind das Gefühl einer sicheren Basis empfinden und dadurch das Arbeitsbündnis eingehen kann. Der oder die Therapeut*in sollte die Bedürfnisse des Kindes erkennen und adäquat beantworten können. Dadurch wird das Bindungsbedürfnis des Kindes befriedigt, und es kann sich mit seiner Umwelt explorieren. Sein Ich wird gestärkt, es verspürt emotionale Sicherheit; Sorgen und Ängste werden verringert. Somit kann es sich wieder auf die Erfüllung und erfolgreiche Bewältigung seiner Entwicklungsaufgaben konzentrieren, und die eigenen Bedürfnisse können gestillt werden (vgl. Deimel 2018: 69–70).

In der Familientherapie gibt es zwei Phasen der Wirkung, erstens den sofortigen Übertragungseffekt und zweitens den langanhaltenden Prozess des Aufarbeitens. Klar ist, dass es bei allen beteiligten Familienmitgliedern zu einer symbolischen Ersatzadaption kommt. Indem der oder die Therapeut*in für die Eltern die Elternrolle übernimmt, wird der Parentifizierungsdruck auf die Kinder verringert. Diese Symptombesserung kann jedoch trügerisch sein. Sie glauben dann, es gäbe eine allgemeine Verbesserung der emotionalen Atmosphäre, und brechen deshalb die Behandlung ab. In den Fällen, in denen die Familie sich entschliesst, die Therapie fortzuführen, eröffnen sich viele Möglichkeiten zu dynamischen Interaktionen. Ob der Prozess des Aufarbeitens Wirkung zeigt, ist unter anderem daran ersichtlich, dass die Eltern mit ihren Kindern über die Zuwendung des oder der Therapeut*in konkurrieren oder dass die Kinder altersentsprechende Familienrollen ausprobieren (vgl. Boszormenyi-Nagy/Spark 1993: 226–227).

Es sollte zwischen konstruktiven und destruktiven Verhaltensweisen unterschieden werden, welche sich häufig in den Familiensystemen zeigen, in denen Parentifizierung stattfindet. Es muss darauf geachtet werden, dass es nicht zu unbeabsichtigten negativen Folgen kommt, wenn Kindern beispielsweise Rollen oder Verantwortlichkeiten entzogen werden, ohne die Auswirkungen auf die Kultur und die frühe Kompetenz zu untersuchen. Ebenso sollten destruktive Verhaltensweisen, die zu einer umgekehrten Hierarchie unter den Familienmitgliedern beitragen, identifiziert bzw. in einigen Fällen so umgestaltet werden, dass sich das Familiensystem wieder stabilisieren kann und altersgemäße Rollen unter den Familienmitgliedern eingenommen werden können. Die Einzigartigkeit, die Stärken und Schwächen der

Familie werden miteinbezogen und auf die Mikro-, Makro und Exo-Systemebene gelegt, um destruktive Elternschaft über Generationen hinweg abzubauen (vgl. Hooper 2007: 221).

Laut Deimel (2018: 69) ist es für Jugendliche und junge Erwachsene einfacher, den Weg aus der Parentifizierung zu finden, als für Kinder im Primarschulalter. Denn je jünger das Kind ist, umso abhängiger ist es in der Regel von den Eltern.

Anhand verschiedener Gesprächstechniken kann laut DiCaccavo (2006: 473–475) eine Auflösung der Parentifizierung (Deparentifizierung) im Erwachsenenalter stattfinden. Dies ist beispielsweise anhand projektiver Identifizierung möglich. Hierbei stellen die Therapeut*innen mit den Klient*innen familiäre Parentifizierungsprozesse nach, indem sie prototypische Interaktionen nachspielen. Dies kann einen umfassenden Einblick in die gemachten Erfahrungen der Klient*innen geben. Die Beratung sollte darauf abzielen, die Sichtbarkeit der Klient*innen zu erleichtern und die Arbeit des parentifizierten Kindes sowie die emotionale Belastung und verinnerlichte Scham, die sich dabei entwickelt hat, anzuerkennen. In einer therapeutischen Beziehung können die Klient*innen starke Emotionen erleben, die mit Enttäuschung über die eigenen Eltern und dem Verlust der eigenen Kindheit verbunden sind. Durch Beobachtung und Widerstand gegen die Abwehrprozesse kann den Klient*innen geholfen werden, ihr authentisches Selbst zu erkennen und zu akzeptieren, indem sie lernen, sich von den Bedürfnissen des Selbst und nicht von den anderen leiten zu lassen.

Mögliche Schwierigkeiten bei der Arbeit mit diesem Prozess können auftreten, wenn die Therapeut*innen selbst Parentifizierungserfahrungen in der Kindheit gemacht haben. Byng-Hall (2008: 158) stellt dazu fest, dass viele Familientherapeut*innen und andere, die in Pflegeberufen tätig sind, in ihrer Kindheit oft bestimmte elterliche Rollen übernommen haben. Für eine professionelle Beziehung zur Klientel ist es wichtig, dass sie sich dessen bewusst sind.

2.7 Präventionsmöglichkeiten

Um Parentifizierung vorzubeugen oder sie überhaupt bei Kindern, Eltern, Bindungspersonen, Lehr- oder Betreuungspersonen ins Bewusstsein zu rufen, folgen nachgehend ein paar eigens formulierte Präventionsvorschläge, da in der Fachliteratur diesbezüglich wenig zu finden ist.

Destruktive Parentifizierung findet oft in Familien statt, in denen ein oder beide Elternteile psychisch belastet sind (zum Beispiel durch Trennung, psychische Erkrankung, Migrationshintergrund). Es handelt sich dabei um eine Anpassungsleistung der Familie an eine Belastungssituation und sollte deshalb nicht verurteilt werden. Meist ist destruktive Parentifizierung eine Reaktion auf fehlende bzw. nicht angemessene Bewältigungsstrategien. Protektive

Faktoren auf Seiten des Kindes, des Familiensystems und des Umfelds können daher einen wichtigen bzw. kompensierenden Einfluss in Belastungssituationen haben. Denn letztendlich bestimmt auch das Zusammenwirken aller Einflussfaktoren, welche Auswirkung destruktive Parentifizierung eines Kindes auf seine Entwicklung hat.

Um Beeinträchtigungen im Familienleben und Belastungen innerhalb einer Familie frühzeitig zu erkennen und Langzeitfolgen abzumildern, könnte Prävention als eine Art der Unterstützung von grosser Bedeutung sein. Je früher die Kinder und Familien unterstützt werden könnten, desto wahrscheinlicher wäre wohl die Abwendung von einer destruktiven Parentifizierung. Der Fokus könnte auf der Stärkung sowohl der familiären als auch individuellen Ressourcen liegen. Zudem könnten den Kindern vorbeugende Möglichkeiten aufgezeigt werden, mit deren Hilfe sie sich selbst stärken und besser mit der Situation in der Familie umgehen können. Die Entwicklung sowie das soziale Umfeld der Kinder könnten genauer betrachtet und begleitet werden.

Meist sind in diesen Familien viele psychosoziale Belastungen überpräsentiert, zum Beispiel die sozioökonomischen und -kulturellen Aspekte Armut, unzureichende Wohnverhältnisse, soziale Randständigkeit, kulturelle Diskriminierung, niedriger Ausbildungsstand bzw. Berufsstatus der Eltern oder Arbeitslosigkeit. Unter solch schwierigen Umständen aufzuwachsen, birgt ein grosses Risiko für die kindliche Entwicklung; dennoch zeigt sich, dass es immer wieder Kinder gibt, welche diese hohen Belastungen unversehrt überstehen. Diese Resilienz könnte Hinweise für Präventionsansätze liefern. Von zentraler Bedeutung ist, dass die für die Kinder und Jugendlichen zuständigen Fachleute und Einrichtungen eng zusammenarbeiten. Nur so kann Prävention gelingen (vgl. Matzejat/Remschmidt 2008: 415–417).

2.8 Zusammenfassung/Zwischenfazit

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass in der Familientherapie das Phänomen «Parentifizierung» bekannt ist. Dieses ist jedoch schwer erkennbar. Unterschieden wird zwischen adaptiver und destruktiver Parentifizierung, je nachdem ob es sich um dysfunktionale oder förderliche Entwicklungsmöglichkeiten für das Kind handelt. Meist findet sie über mehrere Generationen statt, und es gibt Faktoren sowohl seitens des Kindes, der Eltern und des Familiensystems, welche das Auftreten von Parentifizierung begünstigen. Dies umfasst unter anderem eine hohe Sensibilität und Empathiefähigkeit des Kindes, die Trennung der Eltern und die psychische Erkrankung eines oder beider Elternteile. Bei den familiären Faktoren betrifft es oftmals die Erstgeborenen, Kinder die mit vielen Geschwistern aufwachsen oder Einzelkinder. Die Parentifizierung bietet sowohl Chancen als auch Risiken. Positive Aspekte können ein erhöhter Selbstwert, hohe Sozialkompetenz, fürsorgerisches Handeln, Verantwortungsbewusstsein, Resilienz und Empathie sein. Als Langzeitfolgen gelten Depressivität

bis hin zur Suizidalität, ein niedriger Selbstwert, Ablösungs- und Identitätsprobleme, Perfektionismus, intensive Angst vor Liebesverlust oder Vernachlässigung der eigenen Bedürfnisse. Mit Hilfe verschiedener Gesprächstechniken kann die Parentifizierung sowohl in der Kindheit als auch im Erwachsenenalter aufgelöst werden, zum Beispiel anhand von projektiver Identifizierung. Für Jugendliche und junge Erwachsene ist der Weg aus der Parentifizierung einfacher als für Kinder im Primarschulalter. Zu speziell auf die Parentifizierung ausgerichteten Präventionsmassnahmen wurde keine Literatur gefunden, woraus die Erkenntnis gezogen wird, dass in diese Richtung dringender Forschungsbedarf besteht. Eigene Überlegungen zur Prävention sind, dass jene Familien, in denen Risikofaktoren vorhanden sind, früh unterstützt und begleitet werden. Familiäre und individuelle Ressourcen könnten gestärkt und dem Kind Möglichkeiten aufgezeigt werden, wie es besser mit der familiären Situation umgehen kann. Eine gute Zusammenarbeit zwischen den Fachpersonen, welche das Kind begleiten, ist zwingend notwendig.

3. Bindungstheorie

Die Bindungstheorie nach John Bowlby und Mary Ainsworth wird hinzugezogen, um Parentifizierung hinsichtlich der dabei wirkenden zwischenmenschlichen Beziehung zu verstehen. Damit soll verdeutlicht werden, welchen Einfluss die Parentifizierung auf das Explorationsverhalten des Kindes hat und in welchem Zusammenhang die Parentifizierung zur Bindung steht. Es werden etwas ausführlicher die verschiedenen Bindungsstile in der Kindheit betrachtet und die Bindungsstile im Erwachsenenalter kurz aufgezeigt. Auch die transgenerationale Weitergabe wird beleuchtet. Zudem werden Erlebnisse erörtert, welche sich negativ auf die Bindungsqualität auswirken.

Die Bindungstheorie ist ein Modell, das im Rahmen der Kooperation von John Bowlby und Mary Ainsworth entwickelt wurde. In ihren gemeinsamen Bemühungen haben Bowlby und Ainsworth versucht, eine Theorie zu entwickeln, um die funktionale und gesunde lebenslange Entwicklung zu erklären, die auf der Qualität der elterlichen Bindungsbeziehung beruht. Die theoretischen Grundlagen von Bowlbys Arbeit wurden in seiner dreibändigen Reihe «Bindung und Verlust» entwickelt, in der Bindung, Trennung und Verlust im Mittelpunkt stehen. In dieser Reihe beschrieb Bowlby deutlich die verschiedenen Verläufe, die ein Kind als Folge von Trennung, Entbehrung und Verlust erleben kann. Diesbezüglich geht davon aus, dass die Bindungsbeziehungen intergenerational weitergegeben werden, was für die elterlich geprägten Kinder und Erwachsenen von besonderer Bedeutung ist. Wohlbefinden und positive Beziehungen im Erwachsenenalter hängen demnach von der sicheren Bindung zu den Eltern bzw. Bindungspersonen und den inneren Arbeitsmodellen ab, welche während der Säuglings- und Kindheitsphase erlebt und produziert werden. Trennung, Verlust oder Deprivation von der Mutter können verheerende Folgen für das Kind haben.

Auch die Beiträge von Ainsworth waren für die Weiterentwicklung der Bindungstheorie von Bedeutung. Ainsworth wird zugeschrieben, dass sie Bowlbys Bindungstheorie empirisch untermauert bzw. die Theorie erweitert hat, nachdem sie eine objektive Methode zur Beobachtung und Messung der Bindung bei Säuglingen entwickelt hatte. Zudem führte sie Klassifizierungen der Bindungsstile ein (vgl. Hooper 2007: 218).

Die im ersten Lebensjahr aufgebauten Bindungsstile prägen das spätere Verhalten, die soziale Anpassung, das Selbstkonzept und die autobiografische Kompetenz. In der Charakterbildung spielen die ersten Lebensjahre ebenfalls eine bedeutende Rolle. Zudem sind das Temperament oder neurologische Faktoren des Kindes mitentscheidend für die Eltern-Kind-Bindung. Wenn sich die Lebensumstände verändern, kann sich auch der Bindungsstil des Kindes wandeln. Mehrere unabhängige Studien haben gezeigt, dass der Bindungsstil von den Eltern auf das Kind übergeht, wobei der mütterliche Bindungsstil dominanter ist (vgl. Holmes 2006: 136–139).

Einen möglichen Erklärungsansatz für das Verständnis der negativen Auswirkungen der Parentifizierung kann die Bindungstheorie bilden, da sie zur Klärung des Parentifizierungsprozesses beiträgt und die Beziehung zwischen dem Kind und dem Elternteil betrifft. Parentifizierung kann die kindliche Entwicklung beeinträchtigen, was zu schwierigen Beziehungen, Bindungsproblemen und schlechter Abgrenzung von der Herkunftsfamilie im Kindes- und später Erwachsenenalter führen kann (vgl. Hooper 2007: 217). Im folgenden Kapitel wird dies erläutert.

3.1 Bindung und Bindungsverhalten

Der Begriff «Bindung» bezieht sich auf den Zustand und die Qualität von individuellen Bindungen (vgl. Holmes 2006: 88). Bindung kann nicht direkt beobachtet werden, sondern zeigt die innere Organisation des Bindungsverhaltenssystems (des motivationalen Systems mit überlebenssichernder Funktion) und der dazugehörigen Gefühle auf (vgl. Grossmann/Grossmann 2021: 33). Sie kann in sichere und unsichere Bindung unterteilt werden und bezieht sich auf eine Figur oder eine kleine Gruppe von Figuren, welche von anderen unterschieden werden (vgl. Holmes 2006: 88–89). Bowlby (2008: 9) weist darauf hin, dass eine Vaterbindung gegenüber der Mutterbindung zum Kind gleichgestellt wird. Ein Vater gibt dem Kind genauso das Gefühl von Zuwendung und Sicherheit wie eine Mutter. Allgemein werden Personen, welche die ersten neun Monate mit dem Kind in stetiger sozialer Interaktion stehen und es umsorgen, zu Bindungspersonen. Mit der Fürsorge des Kindes entwickelt sich die Bindung zu diesen Personen (vgl. ebd.: 22). «Eine (passive oder aktive) Bindung setzt ein durch spezifische Faktoren gesteuertes starkes Kontaktbedürfnis gegenüber bestimmten Personen voraus und stellt ein dauerhaftes, weitgehend stabiles und situationsunabhängiges Merkmal des Bindungssuchenden dar.» (zit. ebd.) Sie kann als natürliches Überlebensmuster beschrieben werden (vgl. ebd.: 21).

Das Bindungsverhalten unterscheidet sich zur Bindung darin, dass die Verhaltensweisen gegenüber dem Betroffenen auf Nähe ausgerichtet sind. Hierbei wird die Nähe eines vermeintlich kompetenteren Menschen gesucht oder bewahrt. Sich auf eine sensible Bindungsfigur verlassen zu können, spendet Geborgenheit; und auf sie möchte nicht verzichtet werden. In der frühen Kindheit ist das Bindungsverhalten am deutlichsten zu sehen. Das Bindungsverhaltenssystem wird dann aktiviert, wenn das Kind Signale wie Angst und Unsicherheit äußert. Werden diese Signale durch die Bindungspersonen wahrgenommen bzw. wird darauf reagiert, zum Beispiel durch Interaktion oder Berührung, dann wird das Verhaltenssystem beendet, indem das Kind aufhört, das Bindungsverhalten zu zeigen. Indem die Bindungsperson auf die Bedürfnisse des Kindes eingeht, kann das Kind sicher seine Umwelt entdecken – mit dem Wissen, jederzeit zur Bindungsperson zurückkehren zu können. Dies bedeutet für Eltern, dass sie ihren Kindern Mut zusprechen, das Entdeckungsbedürfnis unterstützen und

ihnen den Raum lassen, selbstständig zu werden. Für die Ausbildung einer auch psychisch stabilen Gesundheit ist die Bindungsfähigkeit elementar. Deshalb stellt die Fürsorge der Eltern bzw. der Bindungspersonen eine Kernfunktion der Bindungsfähigkeit in der Erziehung des Kindes dar. So ist es den Kindern möglich, ihrem Explorationsdrang nachzukommen und gesund aufzuwachsen. Ein Kind knüpft nur wenige dauerhafte Bindungen zu Menschen, jedoch kann sich sein Bindungsverhalten auf mehrere Personen richten. Falls diese Differenzierung allerdings misslingt, kann das Kind ernste psychische Störungen entwickeln (vgl. ebd.: 19–24).

3.2 Exploration und Explorationsverhalten

Der Begriff der «Exploration» bezeichnet das Erkunden der Umwelt. Kinder spielen, sammeln Erfahrungen und bauen Kontakt zu Gleichaltrigen auf. Das Explorationsverhalten ist entsprechend konträr zum Bindungsverhalten. Fühlt sich das Kind sicher, erkundet es die Welt, und das Bindungsverhalten wird deaktiviert. Erschreckt das Kind oder hat es Angst, fühlt es sich müde oder unwohl, wird das Bindungsverhalten wieder aktiviert, und das Kind sucht die Nähe zur Bindungsperson (vgl. Julius 2009: 13–14).

Wenn die Bindungsperson die sichere Basis darstellt, kann das Kind seinem Explorationsdrang nachgehen. Eine sichere Bindung ist Voraussetzung, damit ein Kind seine Umwelt erforschen und dabei als selbsteffektives und handelndes Individuum agieren kann. Die wechselseitige Beziehung zwischen Bindung und Exploration ist des Weiteren ein beständiger Prozess über das ganze Leben bzw. muss immer wieder neu ausbalanciert werden (vgl. Brisch 2020: 40).

Neben dem Explorationsverhalten spielen auch die inneren Arbeitsmodelle eine zentrale Rolle beim Bindungsstil. Diese werden nachfolgend erläutert.

3.3 Innere Arbeitsmodelle

Eine gesunde emotionale Entwicklung des Kindes erfordert die Konstanz der Bindungsperson und deren hohe Sensitivität. So kann das Kind ein günstiges inneres Arbeitsmodell und einen sicheren Bindungsstil entwickeln (vgl. Bodenmann 2013: 105). Guy Bodenmann definiert die inneren Arbeitsmodelle wie folgt: «Innere Arbeitsmodelle sind aktive Konstruktionen aufgrund generalisierter Bindungserfahrungen über die Rückkoppelungsprozesse zwischen Mutter und Kind, wo eigene Handlungen und deren Konsequenzen in der Eltern-Kind-Interaktion erfahren und abgespeichert werden und die Grundlage für künftige Erwartungen an Bezugspersonen und das eigene Selbst bilden.» (zit. ebd.) Bewährte Verhaltensweisen werden in der Zukunft aufgrund dieser Erfahrungen wieder eingesetzt, um einen

gewünschten Soll-Zustand zu erhalten. Das kindliche Verhalten wird durch Verhaltenssysteme geleitet, wovon die inneren Arbeitsmodelle integraler Bestandteil sind. Sie finden im Bindungsstil ihren Ausdruck (vgl. ebd.: 105–106). Anhand dieser Modelle werden die Grenzen und Regeln festgelegt, nach denen Individuen sich selbst und andere betrachten, einschliesslich Verhaltensweisen, Gefühlen und Gedanken. Innere Arbeitsmodelle werden als Ergebnis von Bindungen und der damit verbundenen Erfahrungen in der Kindheit gebildet und dienen mindestens drei Zwecken. Erstens helfen sie dabei, die Bedeutung des Verhaltens anderer zu interpretieren. Zweitens dienen sie dazu, Vorhersagen über zukünftiges Verhalten zu treffen. Drittens organisieren sie die Reaktion von sich selbst und anderen. Diese Arbeitsmodelle werden häufig auch im Erwachsenenalter beibehalten (vgl. Hooper 2007: 219).

Im folgenden Kapitel wird dargelegt, von welchen Bindungsstilen das innere Arbeitsmodell geprägt wird.

3.4 Bindungsstile

In den Forschungen von Mary Ainsworth wurde das Bindungsverhalten zwischen Mutter und Kind beobachtet. Die Studie bezog sich auf die Auswirkung der Bindungsqualität zwischen Mutter und Kind bzw. des Explorationsverhaltens des Kindes in einer fremden Situation. In einer 20-minütigen Sitzung wurde bei einjährigen Kindern beobachtet, wie sich ihr Verhalten in einer fremden Situation im Beisein und bei Abwesenheit der Mutter veränderte. Im Spielzimmer waren die Mutter, das Kind und eine Leitperson anwesend. Verschiedene Abläufe von je drei Minuten wurden konstruiert. Ziel war es aufzuzeichnen, wie das Kind reagiert, wenn es allein oder nur mit der Leitperson im Raum war, und wodurch sich die Wiedervereinigung mit der Mutter kennzeichnete. Dabei wurden die individuellen Unterschiede in der Bewältigung von Trennung hervorgehoben. Anfangs wurden drei, später dann vier Bindungsstile von Kindern mit unterschiedlichen Explorationsverhalten aufgezeigt (vgl. Holmes 2006: 128–129).

In einer **sicheren Bindung** (sicher-autonom) zeigt das Kind Sorge, wenn es getrennt wird. Bei der Wiedervereinigung begrüsst es seine Mutter, und ihre Nähe wird gesucht. Dann spielt es zufrieden weiter (vgl. Bodenmann 2013: 106). Das Kind wird durch die Mutter beschützt und erhält liebevolle und feinfühlig Signale von ihr, wenn es Unsicherheiten zeigt. Durch das Sicherheitsgefühl kann es immer wieder zur Mutter zurückkehren und seinem Explorationsdrang unbeschwert nachgehen (vgl. Bowlby 2008: 101).

In einer **unsicher-vermeidenden Bindung** (unsicher-distanziert/vermeidend) zeigt das Kind kaum Emotionen, wenn es getrennt wird. Es ignoriert die Mutter bei der Wiedervereinigung. Auch bei fremden Personen zeigt es ähnliche Verhaltensweisen (vgl. Bodenmann 2013: 106). Das Kind strebt nicht nach Aufmerksamkeit und Unterstützung von seiner

Mutter, da es weiss, dass es nur Ablehnung zu erwarten hat. Es sucht auch in bedrohlichen Situationen keine Nähe zur Mutter, um sich vor weiterer Ablehnung zu schützen. Es hat ein erhöhtes Explorationsverhalten (vgl. Bowlby 2008: 101).

In einer **unsicher-ambivalenten Bindung** (unsicher-verwickelt) zeigt das Kind sehr grossen Kummer bei der Trennung von der Mutter. Es kann sich nicht selbst beruhigen, und es zeigt eine fehlende Selbstorganisation. Bei der Wiedervereinigung kann das Kind sich nur schwer beruhigen. Es wechselt zwischen Zorn auf die Mutter und Anklammern an sie (vgl. Bodenmann 2013: 106). Diese Kinder leben in der Ungewissheit, ob die Mutter zur Verfügung steht, wenn sie gebraucht wird. Sie zeigen Trennungsängste, klammern und zeigen selten Explorationsdrang (vgl. Holmes 2006: 101).

In einer **unsicher-desorganisierten Bindung** (unverarbeitet-traumatisiert) zeigt das Kind Angst bei der Trennung und ist nicht in der Lage, sich zu beruhigen. Die normalen Verhaltens- und Aufmerksamkeitsstrategien brechen zusammen. Dabei ist das Verhalten bizarr (Einfrieren des Gesichts). Paradoxerweise suchen sie Schutz bei Personen, vor denen sie Angst haben sollten, da sie diese nicht kennen (vgl. Bodenmann 2013: 106). Auslöser dieses Bindungsstils können Traumata oder psychische Erkrankungen der Eltern sein. Möglicherweise wird das Kind von den Eltern vernachlässigt, physisch misshandelt oder sexuell missbraucht. Eltern, die selbst an einem unverarbeiteten Trauma oder einer psychischen Erkrankung leiden, fühlen sich selbst hilflos und ängstlich (vgl. Julius/Gasteiger-Klicpera/Kißgen 2009: 15).

Die Bindungsstile bleiben über die Lebensspanne bis 19 Jahre relativ stabil und können für spätere Störungsentwicklungen von Bedeutung sein (vgl. Bodenmann 2013: 106). Bowlby (2008: 103–105) vertrat die Ansicht, dass sich der Bindungsstil im Erwachsenenalter, welcher durch den Bindungsstil in der Kindheit geprägt ist, verschieben und verändern kann. Die frühen Erfahrungen mit einer primären Bindungsperson werden verinnerlicht und bilden eine mentale Repräsentation oder ein inneres Arbeitsmodell für Beziehungen. Im Jugendalter werden die frühen Muster oder Interaktionen mit Bindungspersonen zu verallgemeinerten Interaktionsstilen, die durch das innere Arbeitsmodell der Person bestimmt werden. Neue Erfahrungen und Beziehungen werden entsprechend in die inneren Arbeitsmodelle integriert, welche in der Kindheit gebildet und verwendet wurden. Auch andere Forschende haben bestätigt, dass ein eigener «verdienter sicherere» Bindungsstil später in der Entwicklung möglich ist, wenn die richtigen Bedingungen gegeben sind. Beispielhaft kann gesagt werden, dass ein Kind, das in einem Elternhaus aufwächst, welches keine sichere Basis bietet, eine unsichere Bindung zu den Eltern aufbaut bzw. ein inneres Arbeitsmodell entwickelt, welches sich selbst und andere als schlecht darstellt. Jedoch kann es im Erwachsenenalter diesen Bindungsstil und diese Schemata verändern. Die inneren Arbeitsmodelle können demnach im Lichte der realen Erfahrungen überarbeitet werden (vgl. Hooper 2007: 219–220).

Anhand des «Adult Attachment Interview» (AAI) wird bei Erwachsenen versucht, die kognitiv-emotionale Verarbeitung von Bindungserfahrungen abzubilden. Dies geschieht durch eine sorgfältige Analyse von bindungsbezogenen Erinnerungen. In der nachfolgenden Tabelle werden die Bindungsstile von Kindern denen von Erwachsenen gegenübergestellt (vgl. Strauß 2006: 6–7).

Charakteristika des Bindungsverhaltens entsprechender Bindungsstile bei Erwachsenen

Bindungsstil Kind	Bindungsstil Erwachsener	
Sicher	Sicher-autonom - Kann sich gut erinnern - Reflexionsfähigkeit (Mentalisierung) - Integration von guten und schlechten Gefühlen/Erfahrungen	- Eher positive Sicht auf das Selbst und andere - Vertrauen zu Bezugspersonen - Fähigkeit, Hilfe anzunehmen und zu geben
Unsicher-vermeidend	Unsicher-vermeidend (abweisend) - geringe Erinnerungsfähigkeit - kleine Antwortbereitschaft - Idealisierung der Kindheit	- Geringe Mentalisierungsfähigkeit - Negative Sicht auf andere/ Abwertung von Bindungen - Betonung der Unabhängigkeit - Abwertung von Hilfe
Unsicher-ambivalent	Unsicher-verwickelt (verstrickt) - strukturlose, vage Darstellung von Beziehungserfahrungen - aktuelle Verstrickung mit Bindungsperson - Affektreiche Darstellung vor allem mit Ärger und Angst	- Abhängigkeit von anderen - Mangel an Identität - Überbewertung von Bindungen
Unsicher-desorganisiert	Unverarbeitetes Trauma/Verlust - Erzählungen von nichtverarbeiteten traumatischen Erlebnissen auf verwirrende/desorganisierte Weise - Fehler in Beschreibungen	

Tabelle 1. Quelle: Strauss 2006: 6

Die Entwicklung der inneren Arbeitsmodelle als Ergebnis früherer Bindungserfahrungen wie auch die grosse Übereinstimmung zwischen den Repräsentationen bei erwachsenen Bindungspersonen und dem Bindungsverhalten von Kleinkindern konnten massgeblich durch die Erwachsenenbindungsforschung bestätigt werden (vgl. ebd.: 8). Aus der Tabelle ist ersichtlich, dass unsichere Bindungsstile eine Parentifizierung begünstigen können. Aus Sicht der Bindungstheorie werden Parentifizierungsprozesse als eine Form der Bindungsstörung angesehen (vgl. Brisch 2020: 108, vgl. Graf/Frank 2001: 316). Dies wird im folgenden Kapitel erläutert.

3.5 Parentifizierung als Bindungsstörung

Parentifizierung, welche als Bindungsstörung bezeichnet werden kann, wird durch pathogene Familienstrukturen begünstigt. Kinder, die eine symbiotische Elternbindung haben, knüpfen nur schwer ausserfamiliäre Kontakte. Dies hängt meist damit zusammen, dass die Eltern selbst eine symbiotische Bindung zu ihren Eltern hatten und diese transgenerational weitergaben (vgl. Bowlby 2008: 24). Zudem suchen Eltern, die in ihrer Kindheit ihre Gefühle unterdrücken mussten und von den eigenen Eltern lieblos erzogen wurden, die entbehrte Zuwendung bei ihrem eigenen Kind und drängen es in eine Erwachsenenrolle, währenddessen sie in die Rolle des Kindes schlüpfen. Dem Kind wird damit eine enorme Last aufgebürdet. Es schliesst aufgrund des Elternwillens keine Freundschaften und lebt kein eigenes Leben. Ähnliche Probleme entstehen für Kinder, deren Eltern an traumatisierenden Kindheitserlebnissen leiden. Kinder solcher Eltern müssen sich stetig glücklich zeigen, dürfen nicht einsam oder bekümmert wirken und nicht wütend sein (vgl. ebd.: 86). Sie nehmen die Rolle einer Bindungsperson bzw. die Rolle des oder der Versorgenden ein (vgl. ebd.: 117).

Ebenso kann sich eine pathogene Familienstruktur bei psychischen Erkrankungen der Eltern zeigen. Diese sind unter Umständen nicht imstande, für eine angemessene Pflege, Bindung und Betreuung ihrer Kinder zu sorgen, wodurch die Bindung beeinträchtigt wird. Sie sind folglich nicht in der Lage, ihren Kindern eine sichere Basis zu bieten. Solche Faktoren tragen zu einer schlechten Bindung bei, indem sie das für die Bildung von Bindungen erforderliche reziproke Verhalten hemmen (vgl. Hooper 2007: 221).

Ebenfalls gibt es Eltern, die versuchen, in der Beziehung zu ihren Kindern die Beziehung zu den eigenen Eltern wieder in die Gegenwart zu holen. Dabei entsteht eine Abhängigkeit des Elternteils vom Kind. Das Sicherheitsbedürfnis kann so befriedigt und der Schmerz über den Verlust der eigenen Eltern gelindert werden. Durch kindliche Verhaltensweisen können sie ihre eigenen kindlichen Anteile wieder aufleben lassen. Boszormenyi-Nagy und Spark (1993: 212) beschreiben dies wie folgt: «Wenn ich mein Verhalten in der Vergangenheit meinem Vater gegenüber nun in der Beziehung mit meinem Sohn reproduziere, werde ich gewissermassen zugleich Vater und Sohn. Immer wenn ich meines Vaters väterliche Verhaltensweisen kopiere, lässt etwas in mir gleichzeitig mein hungriges kindliches Selbst wieder aufleben, das von seinen Eltern gehalten und erhalten wurde. So kann mich mein Kind, das mich zum Vater gemacht hat, in gewisser Weise auch zum Kinde machen.» Auch wenn die Eltern das Kind aufgrund seiner natürlichen Reifungs- und Ablösungsprozesse nicht gehen lassen können, aus der Angst das Kind zu verlieren, kann eine Parentifizierung entstehen (vgl. ebd.).

Die meiste Vernachlässigung findet im familiären Kontext statt. Damit sie angemessen untersucht werden kann, muss die spezifische Umgebung, in welcher Vernachlässigung auftritt, kontextualisiert werden. So kann es in manchen Familiensystemen zu einer unangemessenen

Überschneidung von Subsystemen kommen, wobei Mitglieder Rollen einnehmen, die traditionell anderen Mitgliedern zugeordnet sind. In diesen Familien werden die Grenzen oft verzerrt, starr oder gar nicht wahrgenommen. Ersichtlich wird dies beispielsweise, wenn sich ein Familienmitglied über verschiedene Hierarchieebenen eines Systems bewegt (vgl. Hooper 2007: 221).

3.6 Zusammenhang zwischen Bindungstheorie und Parentifizierung

Anhand der Bindungstheorie kann erklärt werden, wie Erwachsene, welche als Kinder parentifiziert wurden, im Erwachsenenalter hochfunktional sein bzw. es vermeiden können, dass sie das gleiche Verhalten bei ihren eigenen Kindern wiederholen. Relevante Zusammenhänge sind ersichtlich, wenn die Bedeutungsgebung – das heisst die Entwicklung der inneren Arbeitsmodelle – angeschaut wird, welche Erwachsene in Bezug auf den Parentifizierungsprozess vornehmen. Die Parentifizierung kann langfristige Auswirkungen auf die Entwicklung, die Bindung und die Interaktionsmuster zwischen dem Kind und dem Elternteil haben, welche sich auch in späteren Beziehungen bemerkbar machen.

Den Zusammenhang zwischen aktuellen inneren Arbeitsmodellen von Erwachsenen und Bindungserfahrungen in der Kindheit haben Forscher*innen untersucht. Die Ergebnisse deuten darauf hin, dass Menschen, die eine «schlechte» Erziehung erfahren haben, als unsicher gebunden eingestuft werden. Dies bedeutet jedoch nicht, dass sie diesem Bindungsstil für immer folgen. Das Ausmass der eigenen Resilienz gegenüber belastenden Lebensereignissen wird massgeblich durch den in der Kindheit entwickelten Bindungsstil bestimmt. Die Klassifizierung des Bindungsstils im Erwachsenenalter wird von der Art und Weise bestimmt, wie die Person ihre Kindheitserfahrungen beschreibt und diese interpretiert. Allerdings ist die Kontinuität zwischen kindlichem und erwachsenem Bindungsstil unbestreitbar (vgl. ebd.: 219–221).

Das Bindungsverhalten des Kindes zu seinen Bindungspersonen wird durch Parentifizierung beeinflusst. Entscheidend dafür ist, welchen Bindungsstil die Eltern in ihrer eigenen Kindheit entwickelt haben und wie sich dieses Muster auf die Erziehung ihrer Kinder auswirkt. Unsichere Bindungsstile entstehen durch fehlende Fürsorge bzw. Zuwendung oder durch Vernachlässigung. Dies erhöht das Risiko, das eigene Kind zu parentifizieren (vgl. Grossmann/Grossmann 2021: 64–66). Eltern mit unsicheren Bindungen wenden sich an ihre Kinder, um Hilfe zu erhalten. Somit werden diese ins elterliche Subsystem gezogen. Es findet eine generationenübergreifende Parentifizierung statt, da die Eltern, die selbst ein «elterliches Kind» waren, von ihren Kindern Fürsorge erwarten, da Gleiches von ihnen in ihrer Kindheit verlangt wurde (vgl. Byng-Hall 2008: 149). Erleben Kinder destruktive Parentifizierung, zeigt sich das meist in einem unsicheren Bindungsstil (vgl. Bowlby 2008: 102).

Trotz destruktiver Parentifizierung besteht eine Bindung zwischen Eltern und Kind. Dieses sucht unaufhaltsam Nähe zu bzw. Schutz von der Bindungsperson, indem es ein freundliches, kontrolliertes, überbesorgtes oder fürsorgliches Verhalten zeigt (vgl. Julius et al. 2009: 47, vgl. Brisch 2020: 108). Das Kind unterdrückt eigene Bindungsbedürfnisse, da es von den Eltern/Bindungspersonen als sichere Basis gebraucht wird (vgl. ebd.: 310). Dieses Verhalten zeigt eine destruktive Parentifizierung auf. Sowohl Eltern als auch Kinder haben das Bedürfnis nach Zuwendung, Schutz und Fürsorge. Die wesentliche Aufgabe der Eltern besteht aber darin, die Grenze des Eltern-Kind-Subsystems nicht zu verletzen (vgl. Minuchin 1997: 70).

Zudem hat die unsichere Bindung einen Einfluss auf das Explorationsverhalten des Kindes. Wenn die Eltern-Kind-Bindung zu eng ist, hat das Kind keine Chance, sich mit seiner Umwelt zu explorieren (vgl. Brisch 2020: 39). Unsicher gebundene Kinder, welche ständig in Sorge um ihre Eltern sind, sich eigentlich nach Zuwendung sehnen, haben Schwierigkeiten, ihrem Erkundungsdrang nachzugehen (vgl. Schleiffer 2009: 49).

Wie die Kinder mit Parentifizierung umgehen, hängt auch damit zusammen, wie die einzelnen Personen im sozialen System reagieren, wenn sie davon Kenntnis haben (vgl. Hooper 2007: 219–221). Erhalten sie Zuwendung und Unterstützung, handelt es sich wohl um eine adaptive Parentifizierung.

Eltern und Kinder bleiben in jeder sowohl positiven als auch negativen Lebenslage miteinander verbunden (vgl. Julius et al. 2009: 47). Wie sich parentifizierte Kinder entwickeln bzw. welchen Weg sie als Erwachsene gehen, hängt mit den inneren Arbeitsmodellen zusammen. Diese sind möglicherweise der bindungstheoretische Mechanismus, welcher im Erwachsenenalter unterschiedliche positive und negative Auswirkungen aufzeigt. Die Bindungstheorie gibt Aufschluss darüber, wie Parentifizierung mit niedriger und hoher Funktionsfähigkeit einhergehen kann. Sie kann erklären, wie Erwachsene, die als Kind parentifiziert wurden, im Erwachsenenalter hochfunktional sein oder aber auch schwerwiegende psychische Probleme entwickeln können. Die Parentifizierung kann langfristige Auswirkungen auf die Entwicklung, die Bindung und die Interaktionsmuster zwischen dem Kind und der Bindungsperson haben, welche sich auch in späteren Beziehungen als Erwachsene*r bemerkbar machen. Dies kann darüber hinaus zu einer generationenübergreifenden Weitergabe der Parentifizierung führen (vgl. Hooper 2007: 219–220). In der folgenden Abbildung von Cooper wird dies dargestellt.

Theoretischer Rahmen für die Untersuchung der Auswirkungen der Parentifizierung

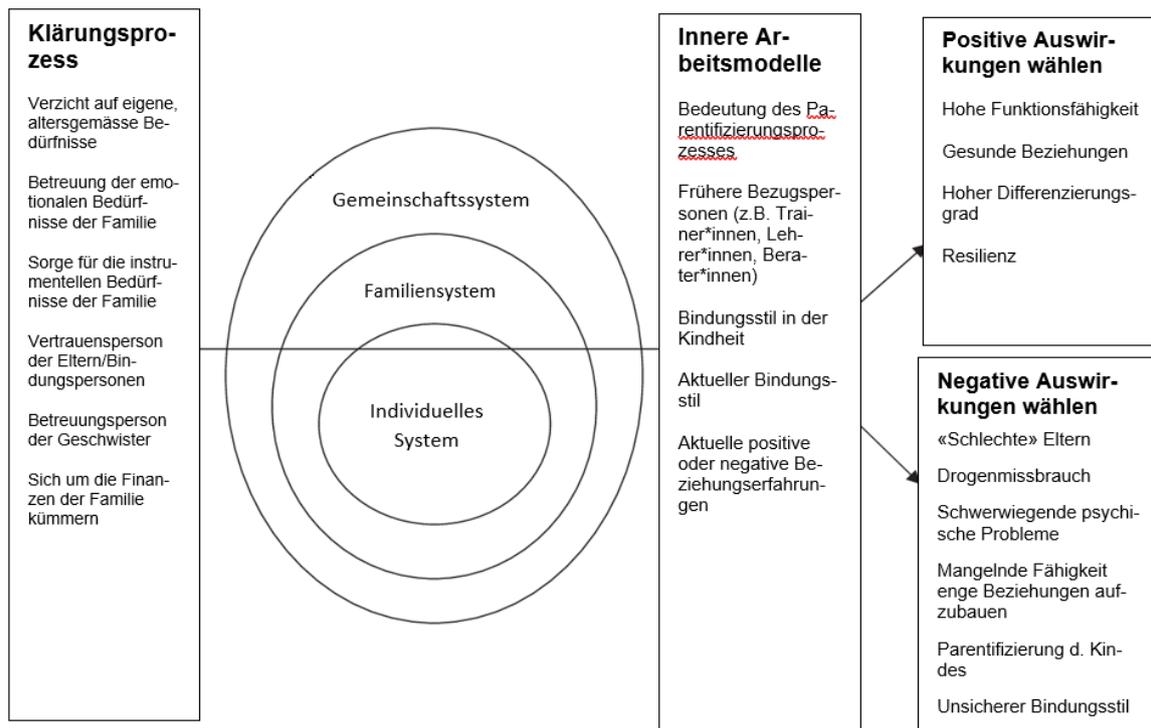


Abb. 1. Quelle: Hooper 2007: 219

3.7 Zusammenfassung/Zwischenfazit

Wie aufgezeigt, haben Beziehungsmuster, welche in den ersten Lebensjahren aufgebaut werden, einen starken Einfluss auf das spätere Verhalten, die soziale Anpassung, das Selbstkonzept, die autobiografische Kompetenz sowie die Charakterbildung. Jedoch spielen auch neurologische Faktoren sowie das Temperament eine entscheidende Rolle. Die Bindungspersonen stellen einen wesentlichen Faktor in der Entwicklung des Bindungsstils dar. Dieser kann sich zwar wandeln, wenn sich die Umstände ändern. Jedoch bleibt er bis zum Erwachsenenalter meist relativ stabil. Er wird in der Kindheit in die vier Kategorien sicher, unsicher-vermeidend, unsicher-ambivalent und unsicher-desorganisiert unterteilt. Im Erwachsenenalter wird er wiederum in sicher-autonom, unsicher-vermeidend, unsicher-verwickelt und in unverarbeitetes Trauma/Verlust differenziert. Der Bindungsstil kann transgenerational weitergegeben werden, was in Parentifizierungsfällen oft passiert. Eltern suchen die Zuwendung, welche sie in ihrer Kindheit nicht erhalten haben, bei ihren eigenen Kindern und drängen diese damit in eine Erwachsenenrolle. Im ganzen Familiensystem werden die traditionellen Rollen durchmischt. Grenzen werden verzerrt oder gar nicht wahrgenommen. Eltern mit einer psychischen Beeinträchtigung sind meist nicht in der Lage, ihren Kindern eine sichere Basis zu bieten, was zu einem unsicheren Bindungsstil führen kann.

Aufgezeigt wurde ein direkter Zusammenhang zwischen Parentifizierung und Bindung. Dieser bezieht sich mehrheitlich auf den Bindungsstil, welchen die Bindungspersonen in ihrer Kindheit entwickelt haben, und darauf, wie sich dieses Muster auf die Entwicklung ihrer Kinder auswirkt. Bindungsstile können in diesem Sinne auch transgenerational weitergegeben werden. Bei einer unsicheren Bindung hat dies meist einen Einfluss auf das Explorationsverhalten des Kindes. Die inneren Arbeitsmodelle spielen ebenfalls eine Rolle. Sie können Aufschluss darüber geben, in welche Richtung sich die parentifizierten Kinder im Erwachsenenalter entwickeln. Allgemein werden die Parentifizierungsprozesse als eine Form der Bindungsstörung betrachtet.

4. Vorkommen von Parentifizierung in meiner Berufspraxis

Dieses Kapitel bietet einen Einblick in die Berufspraxis. Dabei werden das Konzept und das Angebot des Übergangswohnens für Familien der Stadt Zürich näher vorgestellt. Die Quellen stammen grösstenteils aus dem Rahmen- bzw. Feinkonzept des Übergangswohnens für Familien, aus der Broschüre «Obdachlosenhilfe und Wohnintegration der Stadt Zürich» sowie aus eigenen Erfahrungen. Um die wiederkehrende prekäre Wohnungsnot in Zürich aufzuzeigen, folgt zuerst ein geschichtlicher Exkurs, in welchem auch die Entstehung des heutigen Übergangswohnens für Familien beschrieben wird. Anhand von zwei Fallbeispielen soll verdeutlicht werden, dass die Parentifizierung meist nicht auf den ersten Blick ersichtlich ist, die Beziehung zu den Klient*innen eine zentrale Rolle in Bezug auf die Erkennung von Parentifizierung spielt und dass eine interdisziplinäre Zusammenarbeit von grosser Bedeutung ist. Ebenso soll verdeutlicht werden, welche Rolle die Soziale Arbeit in Bezug auf Parentifizierung haben kann.

4.1 Geschichtlicher Hintergrund des heutigen Übergangswohnens für Familien

Ab 1942 führten kriegswirtschaftliche Engpässe beim Wohnungsbau zu extremer Wohnungsnot und Obdachlosigkeit in der ganzen Schweiz. In der Stadt Zürich waren die bestehenden Obdachlosenheime bis aufs letzte Bett belegt. Deshalb rief der Stadtrat 1943 das «Büro für Obdachlosenfürsorge» ins Leben. Doch neben den Einzelpersonen waren auch immer öfter Familien mit Kindern von der Obdachlosigkeit betroffen. Sie wurden während des laufenden Schulbetriebs in den Schulzimmern untergebracht. Da sich die Lage jedoch verschärfte, bewilligte der Zürcher Gemeinderat 1945 den Bau von 18 Notbaracken für obdachlose Familien. Doch dies reichte nicht, die Lage blieb prekär. Deshalb wandte sich der Stadtrat 1946 mit dem Appell an die Bevölkerung, Wohnungen zur Verfügung zu stellen. Knapp 100 brauchbare Unterbringungsmöglichkeiten kamen zusammen. In der Not kaufte die Stadt auch ausserhalb der Stadtgrenze 16 Einfamilienhäuser, um obdachlose Familien unterzubringen. Gleichzeitig wurde das «Büro für Obdachlosenhilfe» ins «Büro für Notwohnungen» umgewandelt. Ziel der Stadt war es, eine Reserve von permanenten Wohnungen zu schaffen, um den Kampf gegen die Obdachlosigkeit zu gewinnen. Eine Zusammenarbeit mit den Baugenossenschaften erreichte, dass 5–15 % der neu erstellten Wohnungen dem «Büro für Notwohnungen» zur Verfügung gestellt wurden. Doch allein 1947 meldeten sich 6000 Personen beim «Büro für Notwohnungen» an, wodurch erneut Familien vorübergehend in Schulzimmern einquartiert werden mussten. Die Zahl der Wohnungen, welche vom «Büro für Notwohnungen» verwaltet wurden, stieg bis 1950 rasant auf bis zu 550 Wohnungen an. Die Lage blieb jedoch weiterhin kritisch. Wiederum 1958 taten viele Bürger*innen ihren Unmut dahingehend kund, dass die Wohnungen nur an Ausländer*innen vermietet wurden. Ab

Mitte der 1960 Jahre entschärfte sich die Wohnungsnotlage. Dafür kamen nun Diskussionen auf, dass zahlreiche ungerechtfertigte Dauermieter*innen in städtischen Notwohnungen lebten. Ende 1975 wurde deshalb das «Reglement über das Notwohnungswesen» verabschiedet. Darin wurde festgelegt, dass das Mietverhältnis nur vorübergehend ist (vgl. Zwingli/Lütolf 2021: 11–12). Bis im Jahr 2010 wurden noch 350 Wohnungen von der Stadt Zürich als Notwohnungen angemietet. Danach wurde das Konzept verändert, und die Aufnahmekriterien wurden verschärft. Seitdem werden noch ca. 160 Wohnungen für Familien in prekären Wohnsituationen angemietet. Im Frühling 2019 erhielten die »Notwohnungen« einen neuen Namen. Nun wird vom «Übergangswohnen für Familien» gesprochen.

4.2 Übergangswohnen für Familien

Das Übergangswohnen für Familien der Stadt Zürich ist ein Angebot von Wohnen und Obdach der Stadt Zürich. Der Geschäftsbereich Wohnen und Obdach (W+O) gehört zu den sozialen Einrichtungen und Betrieben, welche eine Dienstabteilung des Sozialdepartements sind. Er stellt sicher, dass in der Stadt Zürich niemand unfreiwillig ohne Obdach bleiben muss. Das Übergangswohnen für Familien hat seinen Standort mitten in der Stadt Zürich. Das Angebot richtet sich an wohnungslose oder unmittelbar vor der Wohnungslosigkeit stehende Familien mit unterhaltspflichtigen Kindern, die seit mindestens zwei Jahren ihren Wohnsitz in der Stadt Zürich haben. Als Familien gelten auch Alleinerziehende und Konkubinatspaare mit Kindern. Die Betreuungs- und Beherbergungs-verträge sind befristet auf maximal zwei Jahre. Es handelt sich um ein ambulant begleitendes Angebot. Richtwert sind 3 bis 4 Stunden Betreuung pro Monat und Familie durch die oder den fallführende*n Sozialarbeiter*in. Die Besuche finden sowohl bei den Familien zu Hause als auch im Büro der Geschäftszentrale statt. Für die Aufnahme ist ein ausgewiesener Betreuungsbedarf Voraussetzung. Ziele sind unter anderem, die Gesamtsituation der Familie zu stabilisieren, das Kindeswohl im Auge zu behalten und die (Re-)Integration in den ersten Wohnungsmarkt. Hilfe zur Selbsthilfe wird geleistet, indem Ist und Soll erhoben und Schwierigkeiten dadurch sichtbar gemacht werden. Daraus ergeben sich Zielsetzungen, und es können Massnahmen formuliert werden. Um Ziele zu erreichen, werden Ressourcen aktiviert und die Klient*innen in ihrem Selbstvertrauen gestärkt. Es gehört zum Hauptauftrag und Beratungsverständnis des Übergangswohnens für Familien, dass die Klient*innen dabei unterstützt werden, Kompetenzen zu erwerben, um ihre Selbständigkeit zu verbessern. Je nach Möglichkeiten der Klient*innen erfolgt diese Begleitung in kleinen Schritten. Das Team besteht aktuell aus sieben Sozialarbeiter*innen.

Die Klientel des Übergangswohnens für Familien bringt sehr unterschiedliche Thematiken mit. Migration, Traumatisierung, psychische Erkrankung, Drogenprobleme, spärliche Deutschkenntnisse, geringe Erziehungskompetenzen oder eine tiefe sozioökonomische Lage

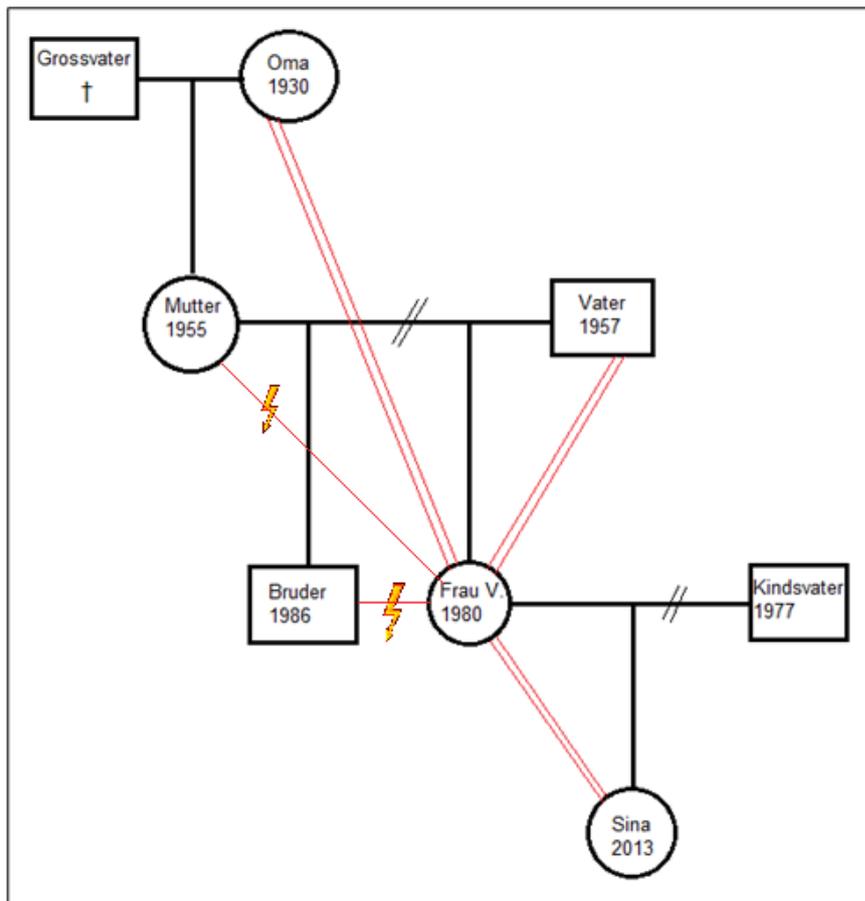
sind nur einige davon. Die Begleitung ist deshalb teilweise sehr individuell, und oft steht nicht die Wohnungssuche an erster Stelle, sondern die Stabilisierung der Gesamtsituation.

Die folgenden Fallbeispiele veranschaulichen die Parentifizierung bei Klient*innen des Übergangswohnens für Familien. Die Namen wurden bewusst geändert.

4.2.1 Fallbeispiel 1 – Familie V.

Frau V. trat im Jahr 2018 mit ihrer damals 5-jährigen Tochter ins Übergangswohnen für Familien ein. Zuvor wohnten sie für zwei Jahre in einer Mutter-Kind-Institution in Zürich. Frau V. ist Schweizerin, im Bündlerland geboren und aufgewachsen. Sie hat einen sechs Jahre jüngeren Bruder. Die Ehe der Eltern brach auseinander, als sie 10 Jahre alt war. Sie lebte fortan bei ihrer Mutter, besuchte ihren Vater aber sporadisch. Zu ihrer Grossmutter mütterlicherseits hat sie seit Kleinkindertagen ein enges Verhältnis. Ihre Mutter ist Alkoholikerin, und die Beziehung zu ihr war schon in der Kindheit schwierig. Der Alkoholismus war in der Familie allerdings kein Thema. Zum Vater pflegt sie ein enges Verhältnis, obwohl er die meiste Zeit durch die Arbeit abwesend war. Die Beziehung zu ihrem Bruder ist seit 20 Jahren konfliktbehaftet. Er arbeitet als erfolgreiches Männermodel und ist in einer stabilen Partnerschaft. Frau V. hat bis zur Geburt von Sina (insgesamt über einen Zeitraum von 15 Jahren) harte Drogen konsumiert. Sie leidet unter einem starken ADHS. Ihre Tochter Sina hat ebenfalls ein ADHS und zeigt diverse Verhaltensauffälligkeiten. Sie lebt zum grössten Teil bei Frau V., ist aber zwischendurch bei einer Entlastungsfamilie. Frau V. möchte, dass Sina vollumfänglich bei ihr lebt, und sieht die Entlastungsfamilie als «Konkurrenz». Die Mutter-Tochter-Beziehung scheint mir stabil zu sein. Frau V. hat regelmässige Therapiesitzungen bei einer Psychologin. Zudem besucht sie die Streetchurch und nimmt die sozial- und psychologische Beratung der archezürich in Anspruch (niederschwelliger Ort für Schwangere, Eltern mit Babys und Kleinkinder sowie mehrfachbelastete Familien). Sowohl Frau V. als auch Sina sind verbeiständet. Mit der Beiständin war ich regelmässig in Kontakt, worüber Frau V. Bescheid wusste. Frau V. hat einige Freund*innen in Zürich, zu denen sie eine gute Beziehung pflegt. Sina hat vor allem Kontakt zu Gleichaltrigen in der Kita. Die Familie lebt von IV-Geldern und Ergänzungsleistungen.

Genogramm von Familie V.



4.2.1.1 Begleitung und Betreuung von Familie V.

Ich habe Frau V. während eines Zeitraums von etwas mehr als zwei Jahren begleitet. Ich kann mich noch gut an unser erstes Treffen erinnern. Sie war sehr skeptisch mir gegenüber und sagte dies auch. Sie wollte nicht nochmals eine «Soziantin» um sich haben. Glücklicherweise entsprach ich nicht ihrem Bild von einer «Soziantin», und die Zusammenarbeit nahm einen guten Anfang. Wir sahen uns ca. dreimal im Monat, und sie öffnete sich bei jedem Gespräch mehr.

Anfangs sprachen wir über ihre Drogenvergangenheit. Den Reiz, etwas zu konsumieren, verspürte sie nach wie vor. Es war schwierig für sie, dem Verlangen zu widerstehen. Doch der Gedanke, dass sie so ihre Tochter verlieren könnte, hielt sie davon ab. Den ersten Kokain-Konsum hatte Frau V. kurz vor ihrem 18. Geburtstag. Der Grund für den Konsum war, dass sie einfach wieder einmal glücklich sein wollte.

Ihr Unglücklichsein hing, wie ich im Laufe der Zeit herausfand, mit ihrer Kindheit bzw. Jugend zusammen. Das Alkoholproblem von ihrer Mutter wurde nie thematisiert. Der Vater war oft ausser Haus, und Frau V. musste zu ihrem jüngeren Bruder schauen und die

Hausarbeiten übernehmen. Da war sie gerade sieben Jahre alt. Die Leistungen in der Schule konnte sie jedoch weiterhin erbringen. Als sich ihre Eltern trennten, erhielt die Mutter die Diagnose Leberzirrhose. Ihr Zustand verschlechterte sich rapide. Da die Eltern weitgehend keinen Kontakt mehr pflegten, übernahm Frau V. auch noch die Pflege der Mutter. Ihre schulischen Leistungen litten nun unter der Situation. Unter diesen erschwerten Bedingungen schaffte sie es trotzdem, ihre Lehre als Detailhandelsangestellte erfolgreich zu absolvieren. Mit 19 Jahren zog sie vom Bündnerland in die Stadt Zürich. Sie wollte hier arbeiten, doch es kam alles anders. Sie geriet sehr schnell in der Drogenszene und wurde obdachlos. Sie unternahm mehrere Entzugsversuche, doch der Ausstieg gelang ihr erst nach fast 15 Jahren.

Die Geburt ihrer Tochter war ein einschneidendes Ereignis in ihrem Leben. Da sie während der Schwangerschaft Drogen konsumierte, musste Sina nach der Geburt einen Entzug machen. Sie lebten fast drei Jahre in einer sozialtherapeutischen Institution, welche auf Suchterkrankungen spezialisiert ist. Danach wechselten sie für zwei Jahre in eine Mutter-Kind-Institution, welche das selbstständige Wohnen weitgehend fördert. Bei uns im Übergangswohnen ging es vor allem darum, die familiäre Gesamtsituation zu stabilisieren, mögliche Unterstützungsangebote aufzugleisen und das Kindeswohl zu beobachten.

Sie bemühte sich in der Erziehung von Sina sehr. Doch manchmal band sie Sina zu fest mit in den Haushalt ein, zum Beispiel wenn sie die Wäsche machen sollte. Ich versuchte Frau V. aufzuzeigen, dass die Aufgaben, welche an sie in der Kindheit gestellt wurden, nicht altersadäquat waren und Sina für gewisse Aufgaben einfach noch zu klein war. Sie sah dies glücklicherweise ein und war auch interessiert daran, welche Aufgaben an ein fünfjähriges Kind gestellt werden konnten und welche nicht. Die Trennungen von Sina, wenn diese jeweils zur Entlastungsfamilie ging, waren schwierig für Frau V. Sie kämpfte mit der Angst, dass es Sina dort viel besser ginge und dass sie nicht mehr würde zurückkommen wollen.

Wir hatten viele gute Gespräche, welche vor allem von Alltäglichem und Erziehungssachen handelten. Es bildete sich ein enges Vertrauensverhältnis bzw. eine stabile Arbeitsbeziehung, was die Zusammenarbeit enorm erleichterte. Frau V. hat nach etwas mehr als zwei Jahren eine Wohnung im ersten Wohnungsmarkt erhalten. Sie arbeitet Teilzeit in der Streetchurch, und Sina besucht die 2. Klasse in einer sonderpädagogischen Schule. Manchmal ruft sie mich noch an oder schreibt mir eine Nachricht, um zu erzählen, wie es ihr und Sina geht und vor welchen Herausforderungen sie stehen.

4.2.1.2 Eigene Schlussfolgerungen

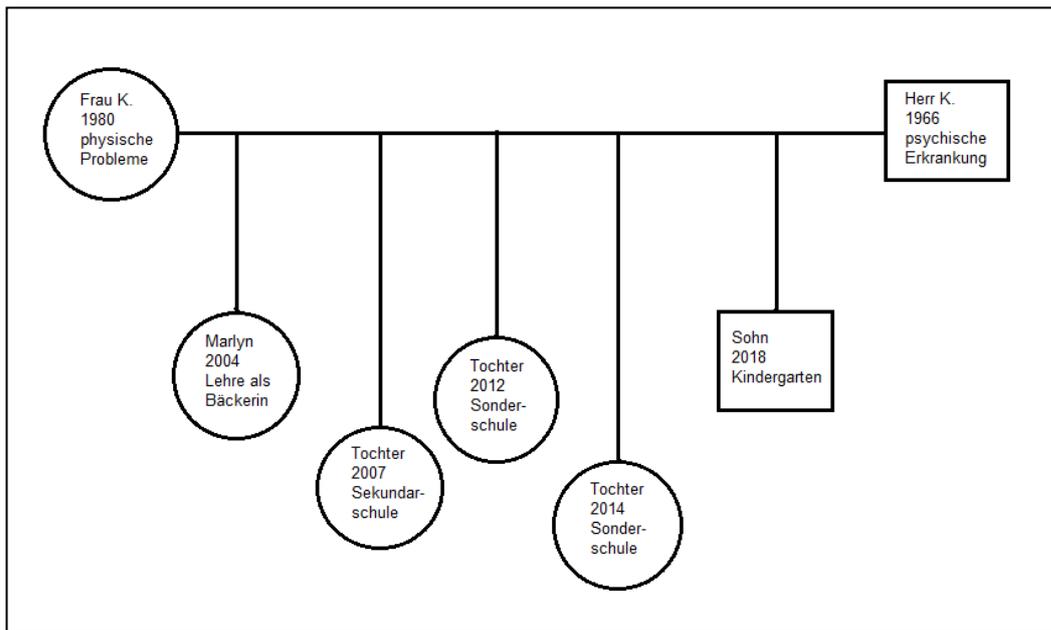
Mit meinem jetzigen Wissensstand denke ich, dass Frau V. einen unsicher-verwickelten Bindungsstil hat. Ersichtlich wird dies für mich unter anderem bei den Trennungs- und

Versagensängsten, wenn Sina zur Entlastungsfamilie geht. Dies hängt wahrscheinlich mit den Erfahrungen zusammen, welche sie in ihrer eigenen Kindheit gemacht hat. Ich könnte mir vorstellen, dass die Mutter keine sichere Basis für Frau V. war und diese demnach stets in der Ungewissheit lebte, ob ihre Mutter zur Verfügung stand oder nicht. Die transgenerationale Weitergabe der Parentifizierung war bereits schon ein wenig vorhanden. Doch glücklicherweise war Frau V. einsichtig und bereit dazu, ihre Aufgaben an Sina zu überdenken. Frau V. hatte ein grosses sozial-therapeutisches Netz, und für mich war es manchmal ein Balanceakt zu entscheiden, welche Thematiken ich mit ihr behandeln wollte und konnte bzw. welche zu anderen Fachrichtungen gehörten.

4.2.2 Fallbeispiel 2 – Familie K.

Familie K. stammt aus Sri Lanka und ist vor knapp 20 Jahren in die Schweiz immigriert. Vier der fünf Kinder wurden in der Schweiz geboren, die älteste Tochter in Sri Lanka. Herr K. leidet seit Jahrzehnten an einer schweren psychischen Erkrankung, und Frau K. hat diverse physische Probleme. Zwei Kinder (Jahrgang 2012 bzw. 2014) sind entwicklungsverzögert und besuchen eine sonderpädagogische Schule. Das jüngste und das zweitälteste Kind sind in der öffentlichen Schule. Das älteste Kind Marlyn absolviert eine Lehre als Bäckerin. Die Eltern sprechen schlecht Deutsch, doch die Kinder sprechen alle Schweizerdeutsch. Die Familie wohnt seit 13 Jahren immer in Angeboten von Wohnen und Obdach der Stadt Zürich. Zwischenzeitlich wohnten sie in einer Wohnung der Stiftung für kinderreiche Familien, die sie wegen diverser Reklamationen verlassen mussten. Auch in den Angeboten von Wohnen und Obdach fielen sie «negativ» auf. Sie weisen eine schlechte Wohnkompetenz auf und halten sich nicht an die Hausordnung. Frau K. überlässt die Kinder oft sich selbst, und wenn sie mit ihnen spricht, ist es in einem diktatorischen Ton. Sie akzeptiert keine Hilfestellungen und ist weder problemeinsichtig noch kooperationsbereit. Die Familie wohnte von 2019 bis 2022 in einer Übergangswohnung für Familien. Seit sie in die Schweiz eingewandert sind, beziehen sie wirtschaftliche Sozialhilfe. Die Fallführung bei den Sozialen Diensten hat in dieser Zeit mehrmals gewechselt, und die Kinder waren nicht verbeiständet. Eine sozialpädagogische Familienbegleitung wurde für eine kurze Zeit installiert, jedoch hat Frau K. ihr nach einem Monat gekündigt. Die Zusammenarbeit mit den Eltern war nicht nur wegen der sprachlichen Barrieren schwierig und herausfordernd, sondern auch deshalb, weil sie immer wieder versuchten, die verschiedenen involvierten Stellen gegeneinander auszuspielen. Mit vielen Punkten, welche wir mit der Familie angehen wollten (zum Beispiel Deutschkurs, erneute sozialpädagogische Familienbegleitung, Unternehmungen mit den Kindern etc.), waren sie nicht einverstanden, und sie kooperierten nicht. Diese Problematik war jedoch bekannt, seit die Familie die Angebote von Wohnen und Obdach in Anspruch nahm.

Genogramm von Familie K.



4.2.2.1 Begleitung und Betreuung von Fam. K.

Bei meinen regelmässigen Hausbesuchen waren die Kinder stets anwesend. Eines der Kinder musste die Gespräche jeweils übersetzen. Fast immer war es die älteste Tochter Marlyn. Sie war 15 Jahre alt, kannte sich mit Behördensachen aus und hatte ein breites medizinisches Wissen, was mich erstaunte. Bei den Gesprächen mit ihr (die Eltern verstanden uns nicht) erzählte sie mir, dass sie ihre Eltern überallhin begleiten muss und sie deshalb oft an der Arbeitsstelle und in der Berufsschule fehlt. Sie wurde deshalb von ihrem Lehrmeister verwarnet. Ein soziales Umfeld konnte sie sich nicht aufbauen, da die Mutter ihr den Kontakt mit Gleichaltrigen verbot. Sie beklagte sich, in all unseren Gesprächen, nie über die Umstände, unter denen sie aufwachsen musste. Es schien mir so, dass sie in der Familie isoliert war und sich nicht frei und altersentsprechend entfalten konnte. Sie wirkte deprimiert und lustlos auf mich.

Da die Familie von wirtschaftlicher Hilfe abhängig war, setzte ich mich mit der Sozialarbeiterin von den Sozialen Diensten der Stadt Zürich in Verbindung. Ihr war die Thematik nicht bekannt, jedoch sah sie den dringenden Handlungsbedarf. Wir vereinbarten einen «runden Tisch», um den familiären Missstand aufzuzeigen. Gleichzeitig reichte ich bei der Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde eine Kindeswohlgefährdung ein. Mithilfe von Dolmetscher*innen gelang es nach mehreren Gesprächen, die Eltern davon zu überzeugen, dass ihr Verhalten der Entwicklung ihrer Tochter schadet. Es wurde vereinbart, dass sie sich fortan an die Fachstelle für Migrant*innen wenden, welche für Fragen und Probleme bezüglich

Familie, Recht, Finanzen oder Gesundheit Hilfestellungen bietet. Ebenfalls konnten sie sich weiterhin an die Sozialen Dienste oder mich wenden. Die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde hat daraufhin alle fünf Kinder verbeiständet.

Ein Ziel war es, Marlyn zu entlasten und ihr den Raum zu geben, dass sie sich auf ihre Ausbildung konzentrieren und altersentsprechenden Bedürfnissen nachgehen konnte. Marlyn machte eine Psychotherapie, da sie bereits an Depressionen litt. Ein halbes Jahr später hatten wir ein Gespräch mit Marlyn. Die Abwesenheiten bei der Arbeit oder in der Berufsschule hatten merklich abgenommen. Ab und zu traf sie sich mit Gleichaltrigen, und sie konnte ihrem Hobby – dem Tanzen – nachgehen. Sie wirkte auf mich zufriedener und gelöster.

4.2.2.2 Eigene Schlussfolgerungen

Bei der heutigen Betrachtung der Situation war es eigentlich ein Glück, dass ich meine Hausbesuche zu Zeiten machte, wo Marlyn zu Hause war. Ansonsten wäre die Parentifizierung wohl nie ans Licht gekommen. Auch dass die Zusammenarbeit mit den Sozialen Diensten so einwandfrei lief, war ein Glücksfall und zeigt mir im Nachhinein nochmals auf, wie wichtig eine enge Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Fachleuten/Institutionen ist. Die Familie wohnt seit bald einem Jahr in einem anderen Angebot von Wohnen und Obdach, doch auch hier ist die Problematik die gleiche geblieben. Der Vorteil ist nun jedoch, dass die Kinder verbeiständet sind und Auffälligkeiten oder Missstände dem Beistand gemeldet werden können. Dies erleichtert die Arbeit der zuständigen Sozialarbeiter*innen enorm, da das Kindeswohl im Auge behalten wird.

4.3 Ansatzpunkte der Sozialen Arbeit in der Praxis

In beiden Fallbeispielen ist ersichtlich, wie die Thematik der «Parentifizierung» von aussen nicht sofort erkennbar ist. Erst durch mehrere Gespräche war es mir möglich, die Parentifizierung zu erkennen. Frau V. wurde vor vielen Jahren parentifiziert, doch auch heute leidet sie noch darunter. Fast ihre gesamte Kindheit/Jugend war sie in einer Rolle gefangen, welche nicht die ihre war. Erst durch etliche Therapien ist es ihr gelungen, ein einigermaßen stabiles und drogenfreies Leben aufzubauen. Ich habe mich öfters gefragt, wie wohl ihr Leben verlaufen wäre, wenn zum Beispiel Lehrpersonen ihr Leid erkannt hätten.

Bei Marlyn konnte früher ein Setting aufgegleist werden, welches vielleicht noch zum «Erfolg» führt. Doch auch bei ihr wurde die Parentifizierung spät erkannt auch wenn sie über Jahre schon Sozialarbeiter*innen um sich hatte. Die Parentifizierung hat auch bei ihr Spuren hinterlassen.

Lehrpersonen, Schulsozialarbeitende, Sozialarbeitende allgemein oder Jugendarbeiter*innen sind so nah an den Kindern und Jugendlichen dran wie sonst oft nur die Eltern.

Sowohl auf Basis der Kinderrechte als auch des Berufskodex der Sozialen Arbeit würde dies bedeuten, dass die Soziale Arbeit bei destruktiver Parentifizierung Handlungsbedarf hat. Kinder, die destruktiv parentifiziert werden, sind in der Lebensverwirklichung eingeschränkt. Sie können sich nicht frei explorieren, haben wenig bis keinen Kontakt zu Peer-Gruppen und übernehmen altersinadäquate Rollen. Sie befinden sich in einer sozialen Notlage, und ihre Entwicklung wird nicht gefördert. Die Familienverhältnisse sind meist instabil, und die Kinder benötigen vermehrt Schutz und Unterstützung von aussen. Das Kindeswohl ist bei einer destruktiven Parentifizierung gefährdet. Trotz all dieser Fakten ist die Parentifizierung vielfach nicht ersichtlich.

Beim Übergangswohnen für Familien haben die Sozialarbeiter*innen einen Einblick in die Familienverhältnisse. Demnach besteht die Möglichkeit, Hausbesuche zu machen, wenn die Kinder anwesend sind. Dabei kann das Familienleben beobachtet und eine Reihe von Missständen aufgedeckt werden. Laut Byng-Hall (2008: 156) ist Parentifizierung ein verstecktes Phänomen; er empfiehlt daher, öfters alle Familienmitglieder für einen Besuch einzuladen. Auch ist die Parentifizierung meist weder den Kindern noch den Eltern bewusst. Es gilt in erster Linie, die Prozesse herauszuarbeiten und diese zu benennen. Dem Kind sollte ein Raum für seine Entwicklung gegeben werden, und es sollte seine Bedürfnisse formulieren und seine Eltern daran teilhaben lassen können (vgl. Plass/Wiegand-Grefe 2012: 171).

Soziale Arbeit ist auch Beziehungsarbeit. Aus unterschiedlichen Metaanalysen geht hervor, dass die Mehrheit der klinischen Population einen vermeidenden oder unsicher-ambivalenten Bindungsstil hat. Dies würde für die psychosoziale Praxis bedeuten, dass ein beträchtlicher Teil der Klient*innen einen unsicheren Bindungsstil aufweist (vgl. Wüsten 2022: 41). Der Aufbau einer guten Beratungsbeziehung ist in diesem Zusammenhang entscheidend.

Für die Sozialarbeitenden beim Übergangswohnen für Familien besteht bei den regelmässigen Besuchen die Möglichkeit, ein Vertrauensverhältnis aufzubauen, sowohl zu den Eltern als auch zu den Kindern, was das Ansprechen von schwierigen Themen erleichtern könnte. Es könnte eine Herausforderung sein, die Mitwirkung der Adressat*innen zu gewinnen, da dies ein Problembewusstsein der Familie voraussetzt. Die Eltern müssten erkennen, dass sich die Parentifizierung ihrer Kinder negativ auf deren Entwicklung auswirken könnte, und sollten entsprechend über die Thematik der «Parentifizierung» aufgeklärt werden. Letztlich ist aber immer auch mit Unverständnis und Leugnung der Eltern zu rechnen.

Die interdisziplinäre Zusammenarbeit mit den verschiedenen Fachstellen bietet den Raum für einen gemeinsamen Austausch, vernetztes Denken und lösungsorientiertes Arbeiten. Gemeinsam kann entschieden werden, ob bei der Kinder- und Erwachsenenschutzbehörde eine

Kindeswohlgefährdungsmeldung eingereicht wird, ob es sinnvoll ist, eine sozialpädagogische Familienhilfe einzusetzen oder ob zugewartet werden kann.

Durch die (meist) Unsichtbarkeit der Parentifizierung wäre es sinnvoll, präventiv zu arbeiten und diverse Berufsgruppen in Hinblick auf die Thematik zu sensibilisieren. Somit könnte eine Früherkennung von Parentifizierung oder eine daraus resultierende Kindeswohlgefährdung erleichtert werden. Auch könnte präventiv mit Kindern gearbeitet werden, die aus einem Familiensystem kommen, in dem die Risikofaktoren für eine Parentifizierung bekannt sind. Auch Eltern könnten betreffend die Thematik sensibilisiert werden. Die Wissensvermittlung könnte bereits im Studium stattfinden, beispielsweise im Rahmen der Module «Kinder- und Jugendhilfe» und «Entwicklungspsychologie». Dies würde die Bekanntmachung des Phänomens innerhalb der Sozialen Arbeit fördern und somit auch der Früherkennung, der Sensibilisierung und der Prävention dienen. Denn nur wenn wir wissen, was Parentifizierung ist, haben wir die Möglichkeit, sie zu sehen.

5. Zusammenfassung der Ergebnisse/Beantwortung der Fragestellung/Fazit

Wie aufgezeigt wurde, zeichnet sich das Phänomen der «Parentifizierung» als umfassendes Spektrum von Beziehungsdynamiken in zwischenmenschlichen Beziehungen aus. Es ist bedeutend mehr als «nur» eine Rollenübertragung von den Eltern auf das Kind. Die Thematik ist komplex. Entsprechend sollte klar zwischen den verschiedenen Formen differenziert werden. Denn per se müssen Parentifizierungsprozesse nicht pathogen sein. Sie bergen sowohl Chancen als auch Risiken. Bei einer gesunden Parentifizierung zeigt das Kind durch Erlernen von Sozialkompetenz, fürsorglichem Handeln, Verantwortungsübernahme und Empathiefähigkeit eine positive Entwicklung. Ein grösserer Selbstwert, eine erhöhte Resilienz, Wissen in Hinblick auf Copingstrategien und die Identifikation mit verschiedenen Rollen sind das Ergebnis davon. Kinder, deren Bindungspersonen eine sichere Basis darstellen, können sich frei explorieren. Ihre Entwicklung wird bei einer allfälligen natürlichen bzw. adaptiven Parentifizierung kaum beeinträchtigt.

Weit mehr Risiken birgt eine destruktive Parentifizierung. Sie tritt oftmals in Belastungssituationen auf, in denen der parentifizierende Elternteil nicht oder nur unzureichend in der Lage ist, seine Elternrolle auszuüben. Es handelt sich meist um eine Art Anpassungsleistung des Kindes und der Familie an eine Belastungssituation. Sie ist das Resultat fehlender bzw. angemessener Bewältigungsstrategien. Ursache dafür kann beispielsweise die psychische Erkrankung eines Elternteils oder die Trennung bzw. Scheidung sein. Das Kind übernimmt die Elternrolle und die damit verbundenen Aufgaben zum Nachteil seiner eigenen Bedürfnisse und Entwicklungsmöglichkeiten. Destruktiv parentifizierte Kinder wirken depressiv, ernst, pseudofrühreif, altklug und überverantwortlich. Sie leiden unter Schuldgefühlen und haben das ständige Gefühl, nicht zu genügen. Dies führt zu Verhaltensauffälligkeiten, emotionalen Störungen, Kontakt- und Leistungsproblemen und sozialen Ängsten. Manchmal entwickeln sie ein zwanghaftes Erfolgs- und Perfektionsstreben. Durch die eingeschränkten Entwicklungsmöglichkeiten wird das Kindeswohl gefährdet. Langzeitfolgen wie Depressivität, ein fragiles Selbstwertgefühl, Ablösungs- und Identitätsprobleme, Selbstzweifel bis hin zu Suizid sind die Auswirkungen davon. Auch schwierige Beziehungen, Bindungsprobleme und die schlechte Abgrenzung von der Herkunftsfamilie im Kindes- und später im Erwachsenenalter sind Folgen von destruktiver Parentifizierung. Daher könnten protektive Faktoren auf Seiten des Kindes, des Familiensystems und des Umfelds einen wichtigen bzw. kompensierenden Einfluss in Belastungssituationen haben.

Ein weiterer Erklärungsansatz für die Entstehung von Parentifizierung wurde im Rahmen der Auseinandersetzung mit der Bindungstheorie festgestellt. Sicher gebundene Kinder erhalten von ihren Eltern/Bindungspersonen Schutz und Fürsorge. Sie können auch in schwierigen Situationen auf ihre Eltern/Bindungspersonen zählen, sich frei entfalten und ihrem

Explorationsdrang nachgehen. Ein unsicherer Bindungsstil erhöht jedoch die Chance auf Parentifizierung. Nachweislich hat der grösste Teil der Eltern, welcher Parentifizierung ausübt, einen unsicheren Bindungsstil. Eine unsichere Bindung hemmt das Explorationsverhalten des Kindes und erschwert es ihm, sichere Bindungen aufzubauen. Diese Kinder isolieren sich von ihren sozialen Kontakten, um sich für ihre Eltern/Bindungspersonen aufzuopfern.

Die eigenen Bindungserfahrungen bestimmen mit, wie Menschen mit ihren Kindern (und Partner*innen) umgehen bzw. wie sie sich ihnen gegenüber verhalten. Deshalb überrascht es nicht, dass der eigene Bindungsstil häufig generationenübergreifend weitergegeben wird und in Parentifizierungsprozessen gut ersichtlich ist. Im ganzen Familiensystem werden dabei die traditionellen Rollen durchmischt bzw. die Grenzen verzerrt oder gar nicht wahrgenommen.

Sowohl der Bindungsstil als auch die Parentifizierung können transgenerational weitergegeben werden. Eine Verhinderung der transgenerationalen Weitergabe der Parentifizierung ist wohl nur möglich, wenn die Deparentifizierung bereits im Kindesalter stattfindet oder bevor Personen selbst Eltern werden. Wenn die Auflösung der Parentifizierung in dieser Zeit nicht geschieht, ist die Chance gross, dass sie transgenerational weitergegeben wird. Bei der generationenübergreifenden Weitergabe des Bindungsstils ist es möglich, ein «verdienter sicherer» Bindungsstil unter den richtigen Bedingungen in der späteren Entwicklung zu verändern. Die inneren Arbeitsmodelle können mit realen Erfahrungen überarbeitet werden. Somit wird ein unsicherer Bindungsstil nicht zwangsweise an die nächste Generation weitergegeben.

In ihrer Kindheit parentifizierte Menschen gehen ganz unterschiedliche Wege. Manche sind hoch funktionsfähig, haben stabile Beziehungen und sind resilient. Andere leiden an schwerwiegenden psychischen Problemen, können nur schwer Beziehungen aufbauen und parentifizieren ihre eigenen Kinder. Dies könnte mit den inneren Arbeitsmodellen zusammenhängen, da diese möglicherweise den bindungstheoretischen Mechanismus darstellen, welcher im Erwachsenenalter unterschiedliche positive und negative Auswirkungen aufzeigt.

Präventiv könnte mit Familiensystemen, in denen Risikofaktoren vorhanden sind, unterstützend gearbeitet werden. Familiäre und persönliche Ressourcen könnten gestärkt werden. Darüber hinaus könnten die Entwicklung wie auch das soziale Umfeld der Kinder genauer betrachtet und begleitet werden. Daher ist es in der Präventionsarbeit wichtig, die protektiven Faktoren sowohl auf Seiten des Kindes, der Eltern als auch des Familiensystems sowie des Umfelds miteinzubeziehen. Für die Früherkennung von belasteten Familiensystemen ist es umso wichtiger, genau hinzuschauen, um mögliche destruktive Parentifizierungen zu verhindern oder früh in die Handlungsebene zu gelangen. Dabei ist die Zusammenarbeit der verschiedenen Disziplinen oder Einrichtungen von zentraler Bedeutung. Doch um das gewährleisten zu können, muss das Wissen, was Parentifizierung ist, in den verschiedenen Berufsgruppen vorhanden sein. Diesbezüglich sollten auch die Eltern über die Thematik der «Parentifizierung» informiert werden. Nur so kann diese erkannt werden.

5.1 Schlussfolgerung für die Berufspraxis

Die Parentifizierung ist von aussen meist nicht ersichtlich. Die betroffenen Kinder sind angepasst und zeigen nicht sofort Verhaltensauffälligkeiten. Es empfiehlt sich daher, Gespräche mit allen Familienmitgliedern zusammen zu führen, da eine allfällige Parentifizierung so erkennbar wird. Meist ist die Parentifizierung weder den Eltern noch den Kindern bewusst. Eine gute und vertrauensvolle Beziehungsarbeit lohnt sich, da dadurch das Ansprechen von schwierigen Thematiken erleichtert wird. Ebenfalls ist eine interdisziplinäre Zusammenarbeit mit verschiedenen Fachstellen empfehlenswert. Ein gemeinsamer Austausch über unterschiedliche Betrachtungen und Sichtweisen bezüglich der Klientel erweitert den Horizont und kann Verborgenes aufdecken.

Parentifizierte Kinder sind oft unter Dauerstress, welcher jedoch nicht sichtbar ist und entsprechend nur schwer identifiziert werden kann. Mit Kindern und/oder Familien arbeitende Berufsgruppen – beispielsweise Schulsozialarbeitende, Fachangestellte in der Kinderbetreuung, Lehrpersonen, Jugendarbeiter*innen oder sozialpädagogische Familienbegleiter*innen – sollten Aufklärungsarbeit in Bezug auf Parentifizierung leisten und ihre Möglichkeiten nutzen, genauer zu beobachten und Unterstützung anzubieten.

Die Auseinandersetzung mit dem Phänomen der «Parentifizierung» ist für Sozialarbeiter*innen schwierig, da die Thematik in der Literatur nicht als eigenständiges Thema behandelt wird, sondern oftmals als Querverweis auftritt – hauptsächlich in Hinblick auf psychisch kranke Eltern. Eine eigenständige Behandlung des Themas wäre somit erstrebenswert und würde einen Wissens- und Handlungszugang für andere Professionen schaffen. Dies könnte gelingen, indem mehr Artikel zur Thematik in Zeitschriften wie der von Avenir Social (Berufsverband für Sozialarbeitende) publiziert werden. Lehrpersonen könnten an den obligatorischen Weiterbildungstagen der Schule über Parentifizierung aufgeklärt werden und ihr Wissen im Rahmen von Elternabenden an die Erziehungsberechtigten weitergeben. Mit Kindern kann im Klassenrat darüber gesprochen werden, oder es könnte im Zuge von Beratungsgesprächen Bezug zur Thematik hergestellt werden. Zudem könnte die Thematik fest im Studium verankert werden, beispielsweise in den Modulen «Kinder- und Jugendhilfe» und «Entwicklungspsychologie». Mit der weiteren Bekanntmachung und Sensibilisierung des Phänomens der «Parentifizierung» würde die Präventionsarbeit erleichtert, und schon von Parentifizierung betroffenen Kindern könnte früher geholfen werden.

Eine gute, tragfähige und vertrauensvolle Beziehung zu den Klient*innen ist zum einen die Basis für eine erfüllende Zusammenarbeit; zum anderen bietet sie die Möglichkeit, «heikle» Themen anzusprechen – im Bewusstsein, dass eine Triage zu einer psychologischen Fachperson allenfalls notwendig ist, dabei der Prozess jedoch von den Sozialarbeitenden begleitet werden kann. Die inter- und intradisziplinäre Zusammenarbeit bietet einen grossen Mehrwert sowohl für die Klient*innen als auch die anderen Fachpersonen.

5.2 Reflexion des persönlichen Erkenntnisprozesses/Kritische Würdigung

Mit diesem Kapitel endet für mich eine lange und intensive Auseinandersetzung mit dem Thema «Parentifizierung». Spannend in diesem ganzen Prozess war meine persönliche Entwicklung als Sozialarbeiterin, welche nicht abgeschlossen ist und in der Auseinandersetzung mit den Klient*innen weitergehen wird.

Am Anfang der MAS Thesis stand die Suche nach einem Thema, dann die Herausforderung um die Eingrenzung der Fragestellung und die Erstellung des Konzepts und schliesslich die Fokussierung auf die Thematik mit all ihren Facetten. All dies gehörte zum Prozess und hat mich immer wieder die Komplexität des Themas neu überdenken lassen. Dies beeinflusste meine eigene berufliche Tätigkeit. Die Auswirkungen einer Parentifizierung auf die Familien und die möglichen generationenübergreifende Folgen erlebte ich als Entdeckungsreise, die mich mit Neugier erfüllt und meine Sinne geschärft haben. Bewusst wählte ich zwei Fälle aus, welche die Parentifizierung bei einem Kind sowie bei einer erwachsenen Person aufzeigen. Dies ist aus meiner Sicht relevant, da Parentifizierung Abhängigkeiten zwischen Kindern und Erwachsenen beinhaltet. Immer wieder sind mir Kinder bei Gesprächen mit Familien aufgefallen, die von einzelnen Risikofaktoren betroffen sind. Zudem wurde mir klar, wie wichtig Vertrauen bzw. eine tragfähige Beziehung zur Klientel ist. Des Weiteren habe ich bemerkt, dass ich in Beratungsgesprächen auf andere Sachen achte als früher. Ich bin hellhöriger geworden, wenn es um Kinder geht. Während den Gesprächen beobachte ich die Kinder und binde sie so weit wie möglich mit ein. Ich achte auf Familiendynamiken bzw. die Interaktion zwischen den einzelnen Mitgliedern und spreche Disharmonien an. Zudem versuche ich, die Ressourcen jedes Einzelnen zu erkennen, hervorzuheben und in den Prozess miteinzubinden. Bei schwierigen familiären Verhältnissen oder wenn ich bei einem Beratungsgespräch nicht weiterweiss, hilft mir die Visualisierung der Situation. Zur Veranschaulichung nutze ich beispielsweise Genogramme, wie ich sie in dieser Arbeit verwendet habe. Auch der Austausch mit Berufskolleg*innen ist eine Bereicherung für mich, meine Arbeit als Sozialarbeiterin und damit auch für meine Klient*innen.

Die grösste Herausforderung beim Verfassen dieser Arbeit war, geeignete Literatur zur Thematik der «Parentifizierung» zu finden. Der überwiegende Teil der Forschungsliteratur bezieht sich auf Menschen, die an einer psychischen Erkrankung leiden oder in einem Elternhaus gross geworden sind, in dem ein oder beide Elternteile psychisch krank waren/sind. Im Zusammenhang mit der Sozialen Arbeit wurde darüber hinaus keine Literatur gefunden. Dies zeigt mir auf, dass das Wissen rund um die Parentifizierung in unserem Berufsfeld gering ist. Dies wurde mir ebenfalls bewusst, als ich während der letzten beiden CAS mit Berufskolleg*innen über mein MAS Thema sprach und der Grossteil nicht wusste, was Parentifizierung ist. Meines Erachtens ist es unabdingbar, die Thematik in der Sozialen Arbeit bekannter zu machen, vor allem weil wir oft mit (belasteten) Kindern und Familiensystemen in

Berührung kommen. Allein das Wissen über dieses Phänomen könnte helfen, gewisse Auffälligkeiten bei Kindern und Familiensystemen zu hinterfragen, die Lebenswelten zu verstehen und die Bindungsmuster zu erkennen. Somit könnte das eigene methodische Handeln durchdacht eingesetzt werden, um effektivere Ergebnisse erzielen zu können.

5.3 Ausblick

Parentifizierung wird vor allem mit Kindern von psychisch kranken Eltern in Verbindung gebracht. Doch dies ist nur ein Faktor, welcher Parentifizierung begünstigt. Es braucht dringend eine vertieftere Auseinandersetzung mit der Thematik, vor allem in Hinblick auf die destruktive Parentifizierung. Bei der heutigen Trennungs-/Scheidungsrate werden Schätzungen des Bundesamts für Statistik (2023c) zufolge zwei von fünf Ehen geschieden. Die Dunkelziffer der parentifizierten Kinder könnte hoch sein, ebenso bei den Familien mit Migrationshintergrund. Im Jahr 2020 hatten 38 % der Bevölkerung einen Migrationshintergrund; 80 % davon sind im Ausland geboren und gehören somit der 1. Generation an (vgl. Bundesamt für Statistik 2023b). Es ist anzunehmen, dass ein Grossteil der Eltern der 1. Generation abhängig von den eigenen Kindern ist. Die Kinder stellen das Bindeglied zwischen den beiden Ländern und Kulturen dar und werden so in eine Rolle gedrängt, welche nicht für sie bestimmt ist. Sie fallen in der Gesellschaft nicht auf, da sie stets angepasst sind. Auch hier wäre das Wissen um Parentifizierung wünschenswert, um eine Früherkennung zu ermöglichen. Wie in der Arbeit erwähnt, stehen mittlerweile auch die Folgen für die Betroffenen sowie die Therapiemöglichkeiten mehr im Vordergrund; aktuelle Studien weisen zudem darauf hin, dass eine adaptive Parentifizierung auch positive Aspekte in sich bergen kann. Bei einer destruktiven Parentifizierung sollten diverse Fachleute auf die Risikofaktoren sensibilisiert werden. Denn die Auswirkungen und Langzeitfolgen können die Betroffenen in ihrem Leben massiv einschränken und eine freie Entfaltung des Selbst unmöglich machen. Falls eine destruktive Parentifizierung erkannt wird, sollte auf die Deparentifizierung hingearbeitet werden, damit eine allfällige transgenerationale Weitergabe gestoppt werden kann.

Präventive Arbeit für mehrfachbelastete Familien könnte helfen, die psychosozialen Belastungen zu reduzieren, die individuelle Resilienz zu stärken und somit den Kindern eine weitgehend «normale» Entwicklung zu ermöglichen. Die Grundlage für eine gelingende präventive Arbeit ist zum einen das Wissen um Parentifizierung und zum anderen die enge Zusammenarbeit der zuständigen Fachleute und Einrichtungen.

Es gibt einiges, was in Bezug auf Parentifizierung realisiert werden könnte. Beispielsweise ist mir hinsichtlich der Literatur vor allem das Fehlen von berufsspezifischen Studien aufgefallen. Gerade weil sich Parentifizierung bereits im Kindesalter manifestiert, würde eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Thematik nachhaltig Kosten senken und Muster von

pathogenen Familienstrukturen durchbrechen. Hinsichtlich der praktischen Tätigkeit wäre eine systematische Schulung bezüglich Parentifizierung sinnvoll und erstrebenswert. Fachpersonen würden dadurch sensibilisiert und eine Früherkennung möglich gemacht.

Die abschliessende Erkenntnis für meine weitere Tätigkeit ist, dass wir Parentifizierung nur erkennen können, wenn wir wissen, was diese ist und wie sie sich manifestiert.

6. Literatur- und Quellenverzeichnis

Bodenmann, Guy (2013). Lehrbuch klinische Paar- und Familienpsychologie. 1. Aufl. Aufl. Bern: Huber.

Boszormenyi-Nagy, Ivan/Spark, Geraldine M. (1993). Unsichtbare Bindungen: die Dynamik familiärer Systeme. 8. Aufl. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.

Bowlby, John (2008). Bindung als sichere Basis: Grundlagen und Anwendungen der Bindungstheorie. München Basel: Reinhardt.

Brisch, Karl Heinz (2020). Bindungsstörungen: von der Bindungstheorie zur Therapie. 17. Auflage. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.

Bundesamt für Statistik (2023a). Bundesamt für Statistik - Behandlung wegen eines psychischen Problems. URL: <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/gesundheit/gesundheitszustand/psychische.assetdetail.7586122.html> [Zugriffsdatum: 20. Februar 2023].

Bundesamt für Statistik (2023b). Bundesamt für Statistik - Bevölkerung mit Migrationshintergrund im Jahr 2020. URL: <https://www.bfs.admin.ch/news/de/2021-0186> [Zugriffsdatum: 08. April 2023].

Bundesamt für Statistik (2023c). Bundesamt für Statistik - Scheidungshäufigkeit. URL: <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/heiraten-eingetragene-partnerschaften-scheidungen/scheidungshaeufigkeit.html> [Zugriffsdatum: 07. April 2023].

Byng-Hall, John (2008). Journal of family therapy. The significance of children fulfilling parental roles: implications for family therapy. 30. Jg. (2). S. 147–162.

Deimel, Julia (2018). Parentifizierung – Kinder im Spannungsfeld zwischen Machtgefühl und Überforderung. In: Zeitschrift für freie psychoanalytische Forschung und Individualpsychologie. S. 60-72 Seiten. DOI: 10.15136/2018.5.2.60-72.

DiCaccavo, Antonietta (2006). Working with parentification: Implications for clients and counselling psychologists. In: Psychology and Psychotherapy: Theory, Research and Practice. 79. Jg. (3). S. 469–478. DOI: 10.1348/147608305X57978.

Graf, Johanna/Frank, Reiner (2001). Parentifizierung: Die Last, als Kind die eigenen Eltern zu bemuttern. In: Walper, Sabine/Pekrun, Reinhard (Hg.). Familie und Entwicklung: aktuelle Perspektiven der Familienpsychologie. Göttingen Bern Wien: Hogrefe-Verlag. S. 314–341.

Grossmann, Klaus E./Grossmann, Karin (Hg.) (2021). Bindung und menschliche Entwicklung: John Bowlby, Mary Ainsworth und die Grundlagen der Bindungstheorie. Siebte Auflage. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.

Hausser, Agnieszka Aleksandra (2012). Die Parentifizierung von Kindern bei psychisch kranken und psychisch gesunden Eltern und die psychische Gesundheit der parentifizierten Kinder. URL: <https://ediss.sub.uni-hamburg.de/bitstream/ediss/5171/1/Dissertation.pdf> [Zugriffsdatum: 27. September 2022].

Hilker, Lisanne (2018). Wenn Kinder die Rolle der Eltern übernehmen: Phasen der Parentifizierung von Kindern psychisch kranker Eltern. München: ScienceFactory.

Holmes, Jeremy (2006). John Bowlby und die Bindungstheorie. 2. Aufl. Aufl. München Basel: Reinhardt.

Hooper, Lisa M. (2007). The Application of Attachment Theory and Family Systems Theory to the Phenomena of Parentification. In: The Family Journal. 15. Jg. (3). S. 217–223. DOI: 10.1177/1066480707301290.

Julius, Henri (2009). Bindung und familiäre Gewalt-, Verlust- und Vernachlässigungserfahrungen. In: Julius, Henri/Gasteiger-Klicpera, Barbara/Kißgen, Rüdiger (Hg.). Bindung im Kindesalter: Diagnostik und Interventionen. Göttingen Bern Wien: Hogrefe. S. 13–26.

Julius, Henri/Gasteiger-Klicpera, Barbara/Kißgen, Rüdiger (Hg.) (2009). Bindung im Kindesalter: Diagnostik und Interventionen. Göttingen Bern Wien: Hogrefe.

Jurkovic, Gregory J. (1997). Lost childhoods: the plight of the parentified child. New York: Brunner/Mazel.

Kinderschutz Schweiz (o.J.). Verdacht auf Kindeswohlgefährdung – Meldung an die KESB. URL: <https://www.kinderschutz.ch/fruherkennung-von-gewalt-an-kindern/verdacht-auf-kindeswohlgefahrdung> [Zugriffsdatum: 13. Dezember 2022].

Kotterba, Darya (2009). Human Place. Informationsblatt zur Flüchtlingspolitik in Mecklenburg-Vorpommern. (01/09). S. 7–9.

Lenz, Albert (2014). Kinder psychisch kranker Eltern. 2., vollst. überarb. und erw. Aufl. Aufl. Göttingen Bern Wien: Hogrefe.

Loch, Ulrike (2014). Emotionale Parentifizierung und Kinderschutz. In: Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen/DZI. 45. Jg. (3). S. 279–294.

Mattejat, Fritz/Remschmidt, Helmut (2008). The Children of Mentally Ill Parents. In: Deutsches Ärzteblatt international. DOI: 10.3238/arztebl.2008.0413.

Miller, Alice (1979). Das Drama des begabten Kindes und die Suche nach dem wahren Selbst. 1. Aufl. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Minuchin, Salvador (1997). Familie und Familientherapie: Theorie und Praxis struktureller Familientherapie. 10., unveränd. Aufl. Aufl. Freiburg im Breisgau: Lambertus.

Minuchin, Salvador/Stopfel, Ulrike (2015). Familie und Familientherapie: Theorie und Praxis struktureller Familientherapie. 11., unveränd. Aufl. Aufl. Freiburg im Breisgau: Lambertus.

Ohntrup, Janna M./Pollak, Eva/Plass, Angela/Wiegand-Grefe, Silke (2011). Parentifizierung - Elternbefragung zur destruktiven Parentifizierung von Kindern psychisch erkrankter Eltern. In: Wiegand-Grefe, Silke/Mattejat, Fritz/Lenz, Albert (Hg.). Kinder mit psychisch kranken Eltern. Klinik und Forschung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. S. 375–398.

Plass, Angela/Wiegand-Grefe, Silke (2012). Kinder psychisch kranker Eltern. Entwicklungsrisiken erkennen und behandeln. Weinheim: Beltz.

Polz, Julia (2018). Wenn Kinder zu Eltern werden – Parentifizierung als Chance oder Risikofaktor für die kindliche Entwicklung. In: Zeitschrift für freie psychoanalytische Forschung und Individualpsychologie. S. 47-59 Seiten. DOI: 10.15136/2018.5.2.47-59.

Rauwald, Marianne (Hg.) (2020). Vererbte Wunden: transgenerationale Weitergabe traumatischer Erfahrungen. 2. überarbeitete Auflage. Aufl. Weinheim Basel: Beltz.

Schleiffer, Roland (2009). Konsequenzen unsicherer Bindungsqualität: Verhaltensauffälligkeiten und Schulleistungsprobleme. In: Julius, Henri/Gasteiger-Klicpera, Barbara/Kißgen, Rüdiger (Hg.). Bindung im Kindesalter: Diagnostik und Interventionen. Göttingen Bern Wien: Hogrefe. S. 39–63.

Schuler, Daniela/Tuch, Alexandre/Peter, Claudio (2020). Psychische Gesundheit in der Schweiz. Monitoring 2020. Neuchâtel. URL: https://www.obsan.admin.ch/sites/default/files/obsan_15_2020_bericht_2.pdf [Zugriffsdatum: 20. Februar 2023].

Simon, Fritz B./Clement, Ulrich/Stierlin, Helm (2004). Die Sprache der Familientherapie: ein Vokabular; kritischer Überblick und Integration systemtherapeutischer Begriffe, Konzepte und Methoden. 6., überarb. und erw. Aufl. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.

Stierlin, Helm (2001). Delegation und Familie: Beiträge zum Heidelberger familiendynamischen Konzept. 1. Aufl., [Nachdr.]. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Strauß, B. (2006). Bindungsforschung und therapeutische Beziehung. In: Psychotherapeut. 51. Jg. (1). S. 5–14. DOI: 10.1007/s00278-005-0461-y.

Wiegand-Grefe, Silke/Mattejat, Fritz/Lenz, Albert (2011). Kinder psychisch kranker Eltern - Eine Einführung in die Thematik. Kinder mit psychisch kranken Eltern. Klinik und Forschung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. S. 13–24.

Wüsten, Günther (2022). Lebenssinn und Ressourcen in Psychotherapie und Beratung: Methoden für die Praxis. Berlin [Heidelberg]: Springer.

Zwingli, Marcel/Lütolf, Stephan (2021). Obdachlosenhilfe und Wohnintegration der Stadt Zürich. Geschichte, Angebot, Grundlage. Erschienen am 15. Februar 2023. In. URL: https://www.stadt-zuerich.ch/sd/de/index/unterstuetzung/obdach/geschichte_obdachlosenhilfe_wohnintegration.html [Zugriffsdatum: 15. Februar 2023].